1,70 DM / Band 35
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

BASTEI

NEU

DER HEXER

Die phantastischen Abenteuer des Robert Craven



Frankreich F 5.50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2.15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Band 35

Die seelenlosen Killer

»Er ist tot, Howard. Sie haben ihn umgebracht!« Die Augen des großen, rothaarigen Mannes waren verquollen von Tränen, sein Gesicht rot und verzerrt und zu einer Grimasse geworden, über die er längst jede Kontrolle verloren hatte.

»Er ist tot.« Immer und immer wieder stammelte er diese Worte, begleitet von einem ruckhaften, schmerzerfüllten Schluchzen, das seinen Körper wie eine Folge schrecklicher Krämpfe schüttelte. »Robert ist tot!«

Robert Craven – Sohn eines Hexers aus Salem, der den Zorn der

GROSSEN ALTEN auf sich zog. Nach Roderick Andaras Tod ging der Fluch auf Robert über: nun wird er von den uralten Dämonen gejagt. Robert Craven wehrt sich gegen die Rolle, in die er gezwungen wird, doch die ALTEN und ihre Kreaturen lassen ihm keine Wahl: Er muß sein magisches Erbe einsetzen, wenn er überleben will.

Howard Lovecraft – Väterlicher Freund und Mentor Cravens. Er bildete den Jungen nach dem Tod Andaras aus und begleitet ihn auf seinen gefahrvollen Reisen. Früher war Lovecraft ein MASTER im Ordensbund der Tempelritter, wurde aber abtrünnig, als er merkte, daß die Ziele des Ordens, durch religiösen Wahn geleitet, eine Gefahr bedeuten. Seine Fähigkeit, die Zeit zu beeinflussen, hat er jedoch behalten.

Rowlf – Howards Leibdiener. Ein zwei Meter großer, gutmütiger Koloß. Nach außen nicht gerade mit Verstand gesegnet, in Wahrheit aber ein intelligenter, gewitzter Hüne, dem die Kraft eines Samson innewohnt.

Dr. Gray – Ein allseits bekannter und geachteter Arzt und Jurist – und auf beiden Gebieten eine Kapazität. Roberts Anwalt und ein alter Freund Howard Lovecrafts.

Die GROSSEN ALTEN – Die wahren Herrscher über die Erde. Ihre Heimat war die Sonne Beteigeuze, von wo sie vor Urzeiten kamen und äonenlang die Erde beherrschten, bis sie von den ÄLTEREN GÖTTERN in einer gewaltigen Schlacht besiegt und zwischen den Dimensionen eingekerkert wurden. Sie sind nicht tot, sondern schlafen nur. Oder besser: schliefen, denn durch eine schicksalhafte Beschwörung der Hexer von Salem wurden sie geweckt und versuchen seitdem, ihr Gefängnis zu verlassen.

Die SHOGGOTEN – Die Dienerwesen der GROSSEN ALTEN aus unheiligem Protoplasma. Formlose, tentakelbewehrte Wesen, die durch den Geist der ALTEN gesteuert werden und jede Gestalt annehmen können. Doch die Shoggoten sind vergänglich – ihr dämonisches Leben ist nur von kurzer Dauer. Nur durch die Shoggotensterne, kleine, fünfzackige Steine, können sie vorzeitig vernichtet werden. Robert besitzt vier davon,

Das NECRONOMICON – Das Buch des Bösen. Einst verfaßt vom wahnsinnigen Araber Abdul Alhazred, enthält es Beschwörungen, düstere Geheimnisse – und den Schlüssel zur Macht, sich die Kraft des Bösen Untertan zu machen und die Erde zu beherrschen. Das NECRONOMICON lebt – es ist beseelt von einem finsteren Geist, der

alle, die versuchen, es zu lesen, in Tod und Wahnsinn treibt. Es zu öffnen, bedeutet das Chaos.

Necron – Unter diesem Namen versuchte Abdul Alhazred, das NECRONOMICON, das ihm einst von Roderick Andara geraubt wurde, zurückzubekommen – was ihm auch gelang. Er erfuhr von Sieben Siegeln der Macht, die, zusammengefügt, in der Lage sind, den Kerker der GROSSEN ALTEN zu sprengen. Drei waren bereits in seinem Besitz, als es Robert Craven gelang, ihn endgültig zu vernichten.

Priscylla – Roberts Freundin. Er rettete sie vor Jahren vor dem sicheren Tod – und mußte erkennen, daß sie vom Geist einer Hexe besessen war. Zwar konnte Andara die Hexe vernichten, doch wurde damit auch Priscyllas Verstand zerstört. Dann geriet sie in Necrons Hände und stand über ein Jahr lang unter der Herrschaft des NECRONOMICON. Zwar gelang es Robert schließlich, den Bann zu lösen, doch ihr Verstand ist noch immer verwirrt.

Die Tore – Das mysteriöse Transportsystem der GROSSEN ALTEN. Es handelt sich dabei um Dimensionsschächte, die an vielen Orten der Erde betreten werden können. Doch eine Reise in den Toren kommt fast einem Selbstmord gleich, denn der Weg führt durch das Reich der ALTEN. Lohnt es sich, sein Leben zu riskieren, um von einer Sekunde zur anderen Tausende von Meilen zu überwinden? Robert Craven muß sich diese Frage mehr als einmal stellen…

Die Tempelritter – Ein Geheimbund, der seit der Zeit der Kreuzzüge existiert und 1307 vom französischen König Phillip dem Schönen (scheinbar) zerschlagen wurde. Doch die Tempelritter bestanden weiter und haben heute in fast allen Ländern der Erde Logen. Ihr innerer Zirkel besteht aus den sogenannten MASTERN, die je ein »Spezialgebiet« beherrschen, z. B. der Storm-Master die Macht des Windes. Ihr oberster Ordensherr war Jean Balestrano, der bei den Kämpfen um Necrons Drachenburg ums Leben kam.

Sarim de Laurec – Einst ein MASTER des Templerordens, wurde de Laurec zum unberechenbaren Killer, als ein Splitter eines der Kristallhirne in seine Schläfe drang. Mit der Macht über mechanische Puppen ausgestattet, gehorcht er nun den Einflüsterungen der GROSSEN ALTEN.

* * *

Die Welt des Hexers

Sarim de Laurec – einst ein Master des Templerordens, verfügt über erschreckende, geheimnisvolle Kräfte – die Macht über mechanische Puppen. Einst rettete er seinen Orden bei der Durchführung eines gefahrvollen Experiments: ein Kristallhirn der GROSSEN ALTEN sollte durch den Inneren Zirkel der Templer unter Kontrolle gebracht werden, doch die bösen Kräfte des Hirnes nahmen Einfluß auf die Männer und wollten sie zwischen die Dimensionen zerren. Damals konnte allein Sarims beherztes Handeln den Orden retten – er spaltete das Kristallhirn mit seinem Schwert in zwei Teile.

Doch seine Tat blieb nicht ohne Folgen. Ein Splitter des Hirnes drang in Sarims Schläfe und gewann die Kontrolle über den Templer. Seitdem gehorcht Sarim de Laurec den Einflüsterungen der GROSSEN ALTEN. Von seinen Brüdern wurde sein Zustand falsch gedeutet. Erst hielt man ihn für wahnsinnig, als er sich gegen den Orden stellte, dann für apathisch und nunmehr für ungefährlich, als er von Robert Craven besiegt wurde. Doch während Robert und seine Freunde glaubten, den Puppet-Master endgültig vernichtet zu haben, lebte Sarim weiter – wenn auch unter der strengen Bewachung seiner ehemaligen Brüder im Ordenskapitel von Paris.

Bis er schließlich – unter Mithilfe einer seiner Puppen, die dem Hexer wie ein Zwilling glich – befreit wurde. Die Tempelritter machten natürlich Robert Craven für diese Tat verantwortlich und verfolgen ihn seither als Feind des Ordens.

Sarim de Laurec hingegen tauchte unter – für lange Zeit. Nur ein Gedanke beherrschte ihn: Rache an den beiden Menschen, die ihm seine größte Niederlage zufügten: an Robert Craven und Howard Lovecraft.

Monatelang feilte er an seinem Plan, baute eine perfekte Falle auf, in deren feingewobenen Netzen Robert sich verstricken mußte. Inspektor Cohen von Scotland Yard – ein alter »Freund« Cravens – trug nicht einmal die Schuld daran, daß er den Hexer schließlich als gemeingefährlichen Massenmörder entlarvte und dem Gericht überantwortete. Auch er wurde, einer Marionette gleich, von de Laurec auf die »richtigen« Schlußfolgerungen gestoßen. Aber damit nicht genug – um das Risiko eines fairen Urteils auszuschließen, setzte de Laurec seine mechanischen Puppen ein; auf seine ganz spezielle Art und Weise.

Sein Plan ging auf. Nach einer Farce von Verhandlung wurde Robert Craven zum Tode durch den Strang verurteilt. Und starb nur wenige

Stunden später.

Aber noch ist Sarim de Laurecs Rache nicht vollkommen...

* * *

Howard reichte Rowlf mit zitternden Händen das siebente oder achte Glas Cognac – vielleicht waren es auch schon weit mehr, er hatte gar nicht erst versucht, sie zu zählen – aber der rothaarige Riese schüttete auch diesmal den Alkohol wie Tee in sich hinein, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, und die Wirkung, auf die Howard gehofft hatte, blieb ebenso aus wie bei den Gläsern zuvor. Ganz im Gegenteil schien sie – wenn überhaupt möglich – Rowlfs Verzweiflung nur noch zu verschlimmern. Seit drei Stunden, seit Gray mit der Nachricht von Robert Cravens bei Sonnenaufgang erfolgter Exekution gekommen war, weinte der sieben Fuß große Gigant wie ein kleines Kind. Zum ersten Mal, seit Howard ihn vor so langer Zeit kennen und schätzen gelernt hatte, war er es, der Rowlf zu beruhigen versuchte und einen klareren Kopf behielt, und nicht umgekehrt.

Auch wenn dies vielleicht nur äußerlich war. Ihn selbst hatte die Nachricht von Roberts Tod – obgleich nicht unvorbereitet – möglicherweise noch härter getroffen. Aber es war ein Schmerz ganz anderer Art, den er verspürte, etwas, das sehr viel tiefer ging und Zeit brauchen würde, um zu wirken. Die Ruhe, die er im Moment verspürte, erschreckte ihn beinahe selbst. Aber es war wohl eher Betäubung als Ruhe, eher Lähmung als Gelassenheit. Der wirkliche Schmerz würde später kommen, und er würde entsetzlich sein. Fast beneidete er Rowlf darum, weinen zu können.

»Du mußt dich zusammenreißen, Rowlf«, sagte Gray ruhig. Er saß noch immer auf dem Stuhl unter dem Fenster, auf dem er sich vor drei Stunden niedergelassen hatte, und die fünf Worte waren die ersten überhaupt, die er seither hören ließ. Auch Gray schien eine Art von Betäubung zu spüren, dachte Howard. Er wußte, daß der greise Rechtsanwalt und Notar Robert auf seine Art ebenfalls geliebt hatte. Es war seltsam – zu Lebzeiten schien Robert Craven ein Mann ohne Freunde gewesen zu sein, aber jetzt, da er tot war, fiel Howard erst auf, wie viele Menschen ihn gemocht, ja mehr noch, wie einen Bruder oder Sohn geliebt hatten.

»Zusamm'reiß'n?« Rowlf zog geräuschvoll die Nase hoch, schenkte sich selbst einen weiteren Cognac ein und starrte Gray mit unverhohlener Feindseligkeit an. »Un was nutzt dem Kleinen das jetz'

noch?« fauchte er. »Wenn Sie'n bißchen bessere Arbeit geleistet hätt'n –«

»Rowlf!« sagte Howard scharf.

Rowlf verstummte schuldbewußt, aber Gray winkte nur ab und schüttelte betrübt den Kopf. »Laß ihn, Howard. Er hat ja recht. Ich mache mir schwere Vorwürfe. Ich habe versagt.«

»Unsinn!« sagte Howard ärgerlich. »Das Ganze war ein abgekartetes Spiel. Sie hatten keine Chance. Cohens sogenannte Beweise –«

»Waren nicht den Atem wert, den er brauchte, sie vorzutragen«, unterbrach ihn Gray. »Ich hätte sie in der Luft zerreißen müssen. Ich hätte zumindest das Todesurteil in eine lebenslange Haftstrafe umwandeln müssen, verdammt. Dann hätten wir Zeit gehabt, die wahren Schuldigen zu finden. Aber es ging alles so schnell.«

»Außerdem war's gesetzesverboten!« fauchte Rowlf. »Ne Hinrichtung gleich am anderen Morg'n! Das tuts doch gar nich' geb'n!«

Gray nickte. »Ich weiß. Vermutlich könnte ich Darender und Ruthel daraus einen schönen Strick drehen.« Er lachte, aber es klang eher wie ein Schrei. »Ich denke, ich werde es tun«, fuhr er nach einer Pause fort. »Die beiden Herrschaften werden wohl frühzeitig ihren Abschied einreichen müssen.«

»Das macht Robert auch nicht wieder lebendig«, sagte Howard düster. »Rache hat noch niemandem genutzt«.

»Ich weiß«, antwortete Gray. »Aber sie tut verdammt gut.« Er stand auf, ging zum Fenster und zog die Gardinen ein Stück zur Seite, um auf die Straße hinauszublicken. »Sie sind noch immer da.«

»Cohens Männer?«

Gray nickte. »Ja. Sie geben sich nicht einmal Mühe, unauffällig zu sein. Du solltest auf meinen Rat hören und die Stadt verlassen. Besser noch das Land.« Er drehte sich herum, verschränkte die Arme vor der Brust und lehnte sich in lässiger Haltung gegen die Wand. »Es wäre wirklich besser. Ich traue diesem Cohen nicht. Jetzt, nachdem er Robert erledigt hat, wird er alle Hebel in Bewegung setzen, dich auch noch zu kriegen.«

»Ich geh' runter un' schlag ihn' die Schädel ein!« verkündete Rowlf. »Denen werd ich's zeigen, uns –«

»Nichts wirst du ihnen zeigen, Rowlf«, sagte Howard ruhig. »Darauf wartet Cohen doch nur. Du wirst etwas anderes tun.«

»Un' was?«

Howard zögerte. Für einen Moment zerbrach die Maske der Beherrschung, die auf seinem Gesicht lag, und für die Dauer von zwei, drei Atemzügen war der innerliche Kampf, den er durchstand, deutlich auch seinen Zügen abzulesen. Dann gab er sich einen Ruck, ging zum Schreibtisch und kritzelte eine Adresse auf einen von Roberts Briefbögen. Gray kam neugierig näher und versuchte über Howards Schulter hinweg einen Blick auf das Papier zu werfen, aber Howard faltete das Blatt schnell zusammen, drehte sich herum und reichte es Rowlf. »Du gehst zu dieser Adresse«, sagte er. »Und dort fragst du nach Viktor.«

»Viktor wer?«

»Nur Viktor«, beharrte Howard. »Sag ihm, daß ich seine Hilfe brauche.«

»Sonst nix?«

»Sonst gar nichts«, antwortete Howard betont. »Sag ihm nicht, was hier geschehen ist, hörst du? ›Howard braucht Ihre Hilfe‹, das ist alles, was er wissen muß. Und«, fügte er nach sekundenlangem Zögern hinzu, »paß auf, daß dir niemand folgt. Wenn Cohens Männer sich an deine Fersen heften, schüttele sie ab – irgendwie. Aber bitte keine Gewalt.«

Rowlf wirkte ein bißchen enttäuscht, griff aber gehorsam nach dem Blatt und verstaute es in seiner Jackentasche, während er sich mit der anderen Hand die Tränen aus dem Gesicht wischte. Ohne ein weiteres Wort verließ er den Salon. Wenige Augenblicke später hörten die beiden Männer unten die Haustür ins Schloß fallen.

»Viktor?« wiederholte Gray fragend, als sie allein waren. »Wer soll das sein?«

»Ein alter Freund von mir«, antwortete Howard ausweichend. »Eigentlich kein Freund, sondern eher ein guter Bekannter. Er schuldet mir einen Gefallen.«

»Aber du willst mir nicht sagen, welchen«, vermutete Gray. Er klang ein ganz kleines bißchen beleidigt.

»Ganz recht, Doktor«, sagte Howard. »Je weniger Sie wissen, desto besser. Es ist nichts Ungesetzliches, wenn es das ist, was Sie befürchten.«

»Genau das ist es, Howard«, sagte Gray ernst. »Ich fühle mich für dich und Rowlf verantwortlich. Im Augenblick seid ihr vor lauter Kummer nicht mehr ganz zurechnungsfähig, weiß du? Ich fürchte, daß du Dinge anstellst, die du hinterher bereuen würdest. Cohen wartet nur darauf, daß du ihm einen Vorwand gibst, dich in den Tower zu werfen und den Schlüssel wegzuschmeißen.«

Howard lächelte flüchtig, wurde aber sofort wieder ernst.

»Nur keine Sorge, Doktor«, sagte er. »Ich werde in den nächsten Tagen und Wochen ein wahrer Musterbürger sein. Ich werde nicht einmal auf den Gehsteig spucken, ohne Inspektor Cohen vorher um Erlaubnis gefragt zu haben.«

»Das hoffe ich, Howard«, sagte Gray. »Das hoffe ich sehr.« Er seufzte, klaubte seinen Spazierstock vom Stuhl auf und deutete mit einer Kopfbewegung auf die Tür. »Wenn du mich nicht mehr brauchst...«

»Gehen Sie ruhig, Doktor«, sagte Howard. »Im Moment können wir ja doch nichts tun.«

Gray sah ihn noch einmal sehr zweifelnd an, dann aber wandte er sich ohne ein weiteres Wort um und ging, während sich Howard umwandte und zum Fenster treten wollte.

Aber er führte die Bewegung nicht zu Ende, sondern blieb plötzlich mitten im Schritt stehen und starrte dorthin, wo Gray zuvor gestanden hatte.

Es war sonderbar, und Howard fand absolut keine zufriedenstellende Erklärung dafür, so sehr er sich auch anstrengte, aber Dr. Gray, der – wenn es hoch kam – hundert Pfund auf die Waage bringen mochte – hatte zwei deutliche Fußabdrücke im Parkettboden hinterlassen.

* * *

Irgend etwas war nicht so glatt verlaufen, wie er es geplant hatte. Sarim wußte nicht, woher dieses Wissen kam, und er hatte nicht einmal irgendeinen konkreten Anhaltspunkt dafür, daß auch nur eine Kleinigkeit schief gelaufen wäre, aber er wußte es einfach.

Müde stemmte er sich von der staubüberzogenen Couch hoch, auf der er geschlafen hatte, fuhr sich mit der linken Hand über die Augen und wischte dabei ganz automatisch das Blut fort, das sein Schläfe bedeckte. Sofort quoll ein neuer, glitzernd-roter Tropfen aus dem winzigen Schnitt in seiner Haut. Sarim de Laurec beachtete ihn gar nicht mehr. Während der ersten Tage und Wochen hatte er ernsthaft gefürchtet, an dieser Wunde zu verbluten, denn so klein sie auch war, sie schloß sich nicht, und der rote Strom, der aus seinem Körper floß, war dünn, aber beständig. Trotzdem hielt ihn die gleiche Macht, die sie daran hinderte zu heilen, auch am Leben. Und sie tat noch weitaus mehr...

Sarim de Laurec verscheuchte den Gedanken, gähnte noch einmal und konzentrierte sich wieder auf naheliegendere Probleme.

Zum Beispiel das, wie er jemals wieder aus diesem verhexten Haus herauskommen wollte...

Nicht, daß er sich ernsthafte Sorgen darum machte. Der geheimnisvolle Schutzmechanismus, mit dem Robert Craven sein Haus in eine magische Falle verwandelt hatte, hatte ihn genarrt und in die Irre geführt, aber das schien auch alles zu sein, wozu er fähig war. Wenn Sarim seine ganze Macht einsetzte, würden die Illusionen zerplatzen wie Seifenblasen. Hinzu kam, daß der Zauber jetzt wohl bald erlöschen würde, nach Cravens Tod.

Nein – Sarim de Laurec, Puppet-Master a. D. des Templerordens und Diener einer neuen, ungleich gewaltigeren Macht, machte sich keine ernsthaften Sorgen um sein Schicksal. Was ihm viel mehr Kopfzerbrechen bereitete, war die an Gewißheit grenzende Ahnung, daß irgend etwas seine Pläne störte – und er wußte zum Teufel noch mal nicht was!

Er überlegte, ob es vielleicht damit zusammenhing, daß er sich so ausgebrannt fühlte wie noch nie nach dem Einsatz seiner Fähigkeiten. Es war, als sauge ihn irgend etwas in diesem Haus aus, eine Art magischer Vampir, der immer nur denn zuschlug, wenn er seine spezielle Begabung benutzte. Es konnte allerdings auch damit zu tun haben, daß etliche seiner Geschöpfe wie ganz spezielle Menschen aussehen und handeln mußten. Trotz aller Konzentration hatte Sarim mehrmals nur um Haaresbreite eine Entlarvung seiner Geschöpfe vermeiden können. Es war ein gewaltiger Unterschied, eine seiner Puppen nur menschenähnlich zu gestalten, oder sie wiederum so zu lenken, daß selbst die engsten Freunde ihrer Vorbilder den Unterschied nicht bemerkten. Sehr lange, das wußte er, würde er die

Anspannung nicht mehr ertragen.

Aber das war auch gar nicht mehr nötig.

Doch der erste Teil seines Plans war gelungen. Jetzt mußte er den zweiten Teil vorbereiten, der zwar weit komplizierter, aber nicht halb so anstrengend war.

Doch als er sich aufrichtete, fühlte er sich gar nicht danach, etwas zu tun. Selbst die kleine Anstrengung des Aufstehens war ihm zuviel, und für einen Moment wurde ihm schwindelig. Seine Knie zitterten, und als er einen Schritt gehen wollte, war er so schwach, daß er stürzte. Nur mit Mühe schleppte er sich zur Couch zurück und legte sich darauf. Sein Herz raste, als wolle es jeden Augenblick zerspringen, und vor seinen Augen vollführten dunkle Schatten einen gespenstischen Tanz.

Seltsamerweise bildeten sie so etwas wie ein Gesicht. Ein schmales, von einem schwarzen, sorgsam gestutzten Vollbart eingefaßtes Gesicht, dessen dunkle Augen ihn mit einer Mischung aus Haß und Verachtung anstarrten.

Es dauerte einen Moment, bis Sarim begriff, daß es kein Trugbild war, was er sah, sondern das lebensgroße Ölgemälde Roderick Andaras, das an der gegenüberliegenden Wand lehnte. Für einen Moment hatten ihm Schwäche und Übelkeit die Illusion vorgegaukelt, es lebe wirklich.

Zornig auf sich selbst, stemmte sich Sarim in die Höhe, schüttelte die Benommenheit ab und preßte beide Fäuste gegen die Schläfen. Ein leiser, pochender Schmerz machte sich hinter seiner Stirn breit, aber das Schwindelgefühl und die Schwäche vergingen sofort, und kurz darauf arbeiteten seine Gedanken wieder mit jener fast unheimlichen Klarheit, die sie immer hatten, wenn er sich der neuen Macht in seinem Schädel bediente. Mit einem Male war alles ganz einfach und klar.

Sarim de Laurec lächelte, lehnte sich zurück und schloß abermals die Augen. Kurz darauf erschlafften seine angespannten Züge. Aber diesmal war es nicht Schwäche, sondern pure Konzentration.

Während sein Atem immer flacher und langsamer ging, griff ein Teil von Sarim de Laurecs Geist hinaus in die Welt jenseits dieser verzauberten Mauern und nahm Kontakt mit seinen Dienern auf.

Hätte er auch nur eine einzige Sekunde länger gewartet, wäre ihm

vielleicht aufgefallen, daß der Blick des gemalten Gesichtes auf der anderen Seite des Dachbodens plötzlich gar nicht mehr verächtlich wirkte.

In den dunklen Augen Roderick Andaras – oder war er es gar nicht? – stand jetzt Schmerz geschrieben. Und noch etwas anderes…

* * *

»Nein!« Viktor schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, daß Tassen und Gläser klirrten, um seine Worte zu bekräftigen. »Nein, nein, und nochmals nein, Howard«, sagte er. Sein Augen blitzten. »Ich habe geschworen, es niemals wieder zu tun, und auch Sie werden mich nicht dazu bringen, diesen Schwur zu brechen, Howard. Das letzte Mal war eine Katastrophe, bei der nur durch ein schieres Wunder nicht mehr Menschen zu Schaden gekommen sind, und –«

»Das letzte Mal«, unterbrach ihn Howard zornig, »war etwas ganz anderes, und das wissen Sie, Viktor! Sie haben Fehler gemacht, die Sie jetzt nicht mehr begehen würden. Sie haben genommen, was sie bekamen, zum Großteil untaugliches Material. Das Gehirn eines Verbrechers, der wahrscheinlich schon zu Lebzeiten geisteskrank gewesen ist! Glieder von Menschen, die seit Tagen, wenn nicht Wochen tot waren! Sie hatten eine unzureichende Ausrüstung, Sie –«

»Ich tue es nicht«, sagte Viktor hart. »Es tut mir leid, Howard. Ich vermute, daß Ihnen dieser Robert Craven sehr viel bedeutet hat, aber ganz gleich, es bleibt bei meinem Nein. Sie müssen das verstehen.« Er seufzte, nippte an seinem Kaffee und wich Howards Blick aus.

»Gut«, sagte Howard, »Wie Sie wollen, Viktor. Dann bitte ich Sie nicht mehr – ich verlange es. Sie sind es mir schuldig.«

Der vielleicht vierzigjährige, hellblonde Mann mit den gepflegten Händen eines Arztes und dem sanften Blick eines Poeten wurde bleich. Einen Moment lang suchte er sichtlich nach Worten, dann seufzte er abermals tief, schüttelte noch einmal den Kopf und stellte die Kaffeetasse ab, daß es klirrte. »Verstehen Sie mich doch, Howard«, sagte er. »Denken Sie denn, ich hätte mir meine Entscheidung nicht tausendmal überlegt? Glauben Sie denn wirklich, ich habe mich aus purer Willkür entschlossen, meine Erfindung mit ins Grab zu nehmen? Die möglicherweise größte Entdeckung, die jemals ein Mensch gemacht hat? Das Wunder des Lebens?«

»Sie sind nicht der einzige«, sagte Howard grob. »Erst vor wenigen Wochen –«

»Ich habe von der Geschichte mit dem Golem gehört«, unterbrach ihn Viktor. »Ein Grund mehr, bei meiner Haltung zu bleiben.«

»Woher?« fragte Howard alarmiert. »Niemand wußte –«

Ein dünnes, nicht sehr humorvolles Lächeln erschien auf den Lippen Viktors. »Ich habe meine Verbindungen«, sagte er. »Vor allem, was solcherlei Dinge angeht. Aber keine Sorge – ich werde mit niemandem darüber reden. Und wir kommen vom Thema ab. Ich wollte Ihnen erklären –«

»Es gibt nichts zu erklären«, unterbrach ihn Howard. »Ich will nicht mehr mit Ihnen diskutieren, Viktor. Sie werden tun, was ich von Ihnen verlange. Noch heute Nacht. Sie sind es mir schuldig.«

Viktor seufzte. Für einen Moment flammte Wut in seinem Blick auf, aber nur, um sofort einem Ausdruck unbestimmter Trauer Platz zu machen. »Wer war er?« fragte er plötzlich.

»Robert?«

Viktor nickte. »Sie scheinen ihn geliebt zu haben wie einen Bruder.«

»Mehr«, antwortete Howard nach einem hörbaren Zögern. Plötzlich war aller Zorn und alle Entschlossenheit aus einer Stimme gewichen. Wie er so vor Viktor saß, war er nichts weiter mehr als ein zerbrochener, leidender Mann, der am Ende seiner Kraft angelangt war.

»Er war... der Sohn meines besten Freundes«, erklärte er mit stockender Stimme. »Der Sohn meines einzigen Freundes. Aber er war... er war mehr. Ich kann es nicht erklären, Viktor, aber er... Sehen Sie, als sein Vater damals starb, da war es, als stürbe auch ein Teil von mir. Als Robert mit der Nachricht von Andaras Tod zu mir kam, da war ich der Verzweiflung nahe. Ich glaube, ich hätte es nicht verwunden, wäre Robert nicht dagewesen. Wenn er jetzt auch noch sterben sollte...« Er schüttelte den Kopf, ballte kurz und heftig die Fäuste und starrte an Viktor vorbei ins Leere. »Ich würde es nicht ertragen. Nicht er auch noch.«

»Aber er ist tot, Howard«, sagte Viktor ganz leise. »Begreifen Sie es doch. Er ist vor mehr als zwölf Stunden gestorben. Keine Macht der Welt kann ihn wieder lebendig machen.«

»Sie können es!« behauptete Howard.

»Ich kann es nicht«, sagte Viktor ruhig. »Ich habe es einmal versucht, und statt Leben zu erschaffen, habe ich viele unschuldige Leben genommen. Und selbst, wenn – ich glaube nicht, daß ich es dürfte.« Er beugte sich vor, legte beide Hände flach nebeneinander auf den Tisch und sah Howard mit einer Mischung aus Schmerz und Entschlossenheit an. »Wie sollte ich mich verhalten, wenn morgen eine Mutter mit dem Leichnam ihres Babys zu mir käme? Sollte ich sie wegschicken? Sollte ich anfangen, die auszuwählen, die leben dürfen, und jene, die nicht? Wissen Sie, was Sie da von mir verlangen, Howard?«

»Ich verlange, daß Sie Ihre Schulden bezahlen, Viktor«, sagte Howard hart. »Ich habe Ihnen das Leben gerettet! Ohne mich wären sie damals von der Meute gelyncht worden – muß ich Sie daran erinnern?«

»Nein, zum Teufel, das müssen Sie nicht!« brüllte Viktor. Er fuhr halb aus seinem Stuhl auf, verharrte plötzlich mitten in der Bewegung und ließ sich wieder zurückfallen. Sein Gesicht verriet, wie mühsam er sich jetzt noch beherrschte. Trotzdem klang seine Stimme eher flehend als zornig, als er fortfuhr.

»Sie verlangen von mir, Gott zu spielen, Howard.«

»So sehen Sie es«, antwortete Howard kalt. »Ich nicht. Robert wurde ermordet, und die, die dafür verantwortlich sind, werden vielleicht noch andere töten. Möglicherweise auch mich. Aber das spielt jetzt keine Rolle. Robert muß leben aus Gründen, die ich Ihnen nicht erklären kann. Sie werden es tun.«

»Nein.«

»Dann zwingen Sie mich zu einem Schritt, den ich nicht wollte«, fuhr Howard fort. »Wenn Sie bei Ihrem Nein bleiben, Doktor, liefere ich Sie noch heute den Behörden aus. Darüber hinaus –«

»Sie können mir nicht drohen«, sagte Viktor. »Nicht damit. Glauben Sie wirklich, ich würde mich erpressen lassen?«

»Darüber hinaus«, fuhr Howard ungerührt fort, »werde ich die Abschrift Ihrer Aufzeichnungen, die sich in meinem Besitz befinden, vervielfältigen lassen und an die hundert bekanntesten medizinischen Fakultäten der Welt schicken, desgleichen an eine Anzahl ausgewählter medizinischer Fachblätter – und der Boulevardpresse, nicht zu vergessen.«

Viktor starrte ihn an. Sein Gesicht verlor alle Farbe. »Das... das meinen Sie nicht ernst«, sagte er. »Es gibt keine Abschrift. Ich habe alles vernichtet. Ich bin –«

»Sind Sie sicher, Doktor?« Howard lächelte, griff in die Brusttasche seiner Jacke und förderte ein engbeschriebenes, augenscheinlich sehr altes Blatt Papier zutage, das er Viktor über den Tisch reichte. Die Augen des Arztes wurden rund vor Schrecken, als er es auseinanderfaltete und überflog.

»Woher haben Sie das?« keuchte er.

»Das spielt doch wohl keine Rolle, oder?« sagte Howard kalt. »Sie können es behalten – ich bin in der Lage, beliebig viele Kopien davon anzufertigen. Nun?«

Eine Zeitlang wurde es sehr, sehr still im Salon des Hauses 9, Ashton Place. Howard starrte sein Gegenüber an, während sich hinter Viktors Stirn die Gedanken jagten. Sein Gesicht zuckte. Seine Hände spielten nervös an der Tischkante, ohne daß er es überhaupt bemerkte.

»Es geht nicht«, sagte er schließlich. »Selbst, wenn ich wollte – ich habe nicht die technischen Gerätschaften, die notwendig wären.«

»Die besorge ich.«

Viktor lachte. »So etwas ist nicht so einfach zu besorgen, Howard. Es kostet ein Vermögen.«

Howard griff in die Jacke. »Ich stelle Ihnen einen Scheck aus«, sagte er ungerührt. »Wären eine Million Pfund Sterling genug? Oder lieber zwei?«

Viktors Augen wurden rund. »Das ist –«

»Nur ein Bruchteil dessen, was ich aufbringen kann, wenn es sein muß«, sagte Howard ungerührt. »Roderick Andara war ein vermögender Mann, Viktor, und nach dem Tod seines Sohnes bin ich sein Universalerbe. In diesem Zusammenhang möchte ich erwähnen, daß ich Ihnen nach erfolgreicher Beendigung ihres Auftrages eine größere Summe zur Verfügung stellen möchte, damit Sie Ihre Forschungen weiter betreiben können.«

»Behalten Sie Ihr verdammtes Geld«, fauchte Viktor. »Alles, was ich wirklich will, ist endlich meine Ruhe haben.«

»Sie können damit machen, was Sie wollen«, antwortete Howard ungerührt. »Meinetwegen verschenken Sie es an die Armen. Jetzt stellen Sie bitte eine Liste der Dinge zusammen, die Sie benötigen. Rowlf wird alles besorgen. Währenddessen werden wir zum Friedhof hinausgehen und Roberts Leichnam bergen.«

»Und wie?« fragte Viktor zornig. »Denken Sie, wir könnten einfach hingehen und ein Grab ausräumen, ohne daß es jemand merkt?«

»Oh, da überlasse ich mich ganz Ihrer Führung, Doktor«, sagte Howard lächelnd. »In solcherlei Dingen haben Sie doch Erfahrung. Nicht war, Doktor Frankenstein?«

* * *

Ich.

Nur dieses eine Wort – nein, nicht Wort, denn ein Wort setzt Sprache voraus, Kommunikation, eine komplexe Welt voller Dinge, die da sind und begriffen und beschrieben werden wollen. Nur dieser eine Begriff.

Ich.

Ein Satz, den ich einmal in der Schule gehört und danach mehrmals gelesen hatte, ohne seinen Sinn wirklich zu erfassen: cogito, ergo sum.

Ich denke, also bin ich.

War ich?

Erinnerungsfetzen:

Szenen aus meiner Jugend, die ich längst vergessen zu haben glaubte. Bilder aus meiner Schulzeit, aus den Jahren danach in den New Yorker Slums, Tante Maudes sanft-verständnisvolles Lächeln, ihr Stirnrunzeln, wenn ich etwas getan hatte, das ihr nicht gefiel, meine erste Begegnung mit Howard, mit Priscylla und Shadow, Grays bedauerndes Achselzucken während der Verhandlung, der Blick des Henkers, in dem kein Bedauern, nicht einmal geschauspielertes Mitleid lag – alles wirbelt durcheinander, kommt in falscher Reihenfolge, manchmal gleichzeitig. Dann, mit der Wucht eines Hammerschlages:

»Henker von London, tu deine Pflicht«, und der entsetzliche Schmerz, als ich in die Tiefe stürze und das Gewicht meines eigenen Körpers

mein Genick bricht.

Ich bin tot.

Und doch...

Cogito, ergo sum.

Ich denke.

Ich BIN.

Aber wieso...?

* * *

Vor wenigen Minuten hatte Big Ben Mitternacht geschlagen, und obwohl sie Meilen um Meilen von Londons altehrwürdigem Zentrum entfernt waren, war der dumpfe Klang der Glocke fast überlaut an Howards Ohr gedrungen. Selbst jetzt, wo er schon längst verklungen war und die einzigen Geräusche seine, Rowlfs und Viktors knirschende Schritte auf dem Kiesweg waren, glaubte er das vibrierende Dröhnen noch immer zu hören.

Er lächelte nervös. Mitternacht auf einem Friedhof, dachte er. Selbst für einen Mann wie ihn, der mit dem Übernatürlichen so viel Erfahrung hatte, hatte der Gedanke etwas Bedrückendes.

Und er war nicht der einzige, der mit solcherlei Gefühlen zu kämpfen schien. Auch Frankenstein war immer stiller geworden, und selbst Rowlf, den normalerweise nichts, was deutlich unter der Größe eines wütenden Elefantenbullen lag, aus der Ruhe zu bringen vermochte, blickte immer öfter nach rechts und links, wo sich die Schatten der kleinen, meist verwahrlosten Grabsteine als bizarre Umrisse in der Dunkelheit abzeichneten.

Howard war mehr als nur erleichtert, als sie endlich ihr Ziel erreichten und der frisch aufgeschüttete Grabhügel vor ihnen lag. Mit einer Kopfbewegung gebot er den beiden anderen, zurückzubleiben, ging vor dem einfachen Holzkreuz in die Hocke und schnippte sein Sturmfeuerzeug an. Die winzige, flackernde gelbe Flamme verbreitete gerade genug Licht, die Inschrift auf dem Kreuz zu lesen: Robert Craven.

Weiter nichts. Kein Datum, keine Widmung – sie hatten ihn verscharrt

wie einen Hund, dachte er zornig. Nein – wie einen gemeinen Mörder, der er ja in den Augen der Öffentlichkeit auch war.

Er verscheuchte den Gedanken, richtete sich wieder auf und streckte die Hand nach der Schaufel aus, die Rowlf ihm hinhielt. Ohne ein weiteres Wort begannen sie zu graben, während Frankenstein mit ständig wachsender Nervosität in zwei Schritten Entfernung dastand und abwechselnd sie und die näherkriechende Dunkelheit des Friedhofes betrachtete.

»Verdammt steinig hier«, murrte Rowlf, stieß aber nichtsdestotrotz das Schaufelblatt nur um so wuchtiger in den Boden und warf eine Ladung Erde hinter sich, daß Frankenstein sich nur noch mit einem fast komisch anmutenden Hüpfer in Sicherheit bringen konnte.

Howard runzelte mißbilligend die Stirn. »Laß das«, sagte er. »Wir müssen hinterher wieder alles zuschaufeln. Wenn jemand merkt, daß Roberts Lei... daß Robert nicht mehr da ist, verhaftet uns Cohen sofort.«

»Wahnsinn«, murmelte Frankenstein. »Das Ganze ist Wahnsinn. Es kann nicht gutgehen.«

Howard ignorierte ihn. Für die nächste Viertelstunde sprach keiner von ihnen ein Wort. Schweigend und ausdauernd schaufelten sie die frisch aufgeworfene Erde aus dem Grab, bis Rowlfs Spaten mit einem dumpfen Laut auf Holz stieß.

Howards Herz begann zum Zerreißen zu hämmern, während sie das Grab rings um den Sarg freilegten und die bereitliegenden Seile darunter durchzogen.

»Sie können ruhig mit zufassen«, sagte Howard, an Frankenstein gewandt. Der Arzt gehorchte, wenngleich sein Gesichtsausdruck dabei alles andere als begeistert war, und nach weiteren – diesmal sehr anstrengenden – Minuten hatten sie den einfachen Fichtensarg keuchend aus dem Grab gehoben und neben der Grube abgesetzt. Er stand ein wenig schräg, und trotz des sehr schlechten Lichtes kam Howard schmerzhaft zu Bewußtsein, wie schäbig er war – im Grunde nicht mehr als eine Kiste, auf die man sich nicht einmal die Mühe gemacht hatte, ein Kreuz einzubrennen. Der Deckel war lieblos daraufgenagelt worden. Einer der Nägel war krumm.

»Mach... ihn auf«, sagte Howard stockend. Seine Hände zitterten so heftig, daß er nicht einmal mehr die Kraft hatte, den Strick zu halten.

Rowlf nickte, bückte sich nach dem Brecheisen und schob das gebogene Ende unter die dünnen Bretter. Sie brachen wie Sperrholz.

Howard starrte den Sarg an, als wolle er ihn mit Blicken durchdringen. Obwohl Rowlf sich beeilte und den Deckel rücksichtslos zerfetzte, dauerte es ihm viel zu lange, bis er sich schließlich hob. Ungeduldig schob Howard seinen Diener zur Seite, beugte sich nach vorne, um besser sehen zu können – und fuhr mit einem überraschten Schrei zurück.

Der Sarg war leer. Auf dem billigen weißen Leinen lag nichts als eine Schütte Stroh, die in den Kleidern steckte, mit denen man Robert begraben hatte.

»Was ist das?« sagte Frankenstein verstört. Er war auf die andere Seite des Sarges getreten und starrte nun mit kreidebleichem Gesicht auf das Stroh herab. »Wenn... das ein Scherz sein soll«, sagte er unsicher, »dann war es kein guter, Howard.« Sein Blick flackerte, während er abwechselnd den aufgebrochenen Sarg und Howard ansah.

»Das... das ist...« Howard sprach nicht weiter. Seine Stimme versagte ihm den Dienst. Plötzlich begann sich alles in seinem Kopf zu drehen. Cohen, Robert, die Gerichtsverhandlung, sein Streit mit Viktor – alles wirbelte durcheinander. Der Boden unter seinen Füßen schien zu schwanken.

»Das ist doch... das ist doch nicht möglich«, stammelte er.

»Ich fürchte, ich muß Sie enttäuschen, Mister Lovecraft«, sagte eine Stimme hinter ihm. »Es ist sehr wohl möglich, wie Sie sehen.«

Howard erstarrte für einen Moment, dann fuhr er mit einem Schrei herum – und prallte zum zweiten Male zurück.

Hinter ihm stand Inspektor Cohen. Aber das war es nicht, was ihn so überraschte – dessen Stimme hatte er erkannt, im gleichen Moment, in dem er die Worte gehört hatte.

Aber der Mann, der neben Cohen stand, war ungefähr der letzte Mensch auf der Welt, den er in diesem Moment und an diesem Ort zu sehen erwartet hätte.

»Gray?« keuchte er. »Sie?!«

Dr. Gray nickte. Auf seinem Gesicht erschien ein Ausdruck tiefer Trauer. »Ich fürchte, ja«, sagte er. »Es tut mir außerordentlich leid,

mein lieber Howard, aber Sie wissen, ich bin ein Mann des Gesetzes, und was Sie hier tun, ist durch und durch ungesetzlich.«

Howard starrte ihn an. Er suchte vergeblich nach Worten, während er in Grays kalte, ausdruckslose Augen blickte.

Und dann, endlich, begriff er.

»Sie sind nicht Gray«, sagte er, und fügte, an Cohen gewandt, hinzu: »Und Sie sind auch nicht Cohen.«

»Wie kommen Sie darauf, Howard?« fragte Cohen freundlich.

»Wat soll'n dat heiß'n?« erkundigte sich Rowlf, der bisher kein Wort gesagt hatte – statt dessen hatte er die Schaufel aufgehoben, um sie wie eine Keule zu halten.

»Das soll heißen, daß die beiden nicht die sind, für die wir sie bisher gehalten haben«, sagte Howard ruhig. »Sie sind nicht einmal Menschen, Rowlf.«

»Wie recht Sie doch haben«, erklärte Gray fröhlich. »Nur fürchte ich, würde Ihnen niemand glauben – vorausgesetzt, Sie hätten Gelegenheit, Ihre Anschuldigungen irgendwo vorzubringen.«

»Die Sie nicht haben werden«, pflichtete ihm Cohen bei, griff unter seine Jacke und trat einen Schritt auf Howard zu.

Dann geschah alles unglaublich schnell. Howard schrie auf und warf sich mit weit ausgebreiteten Armen auf den vermeintlichen Gray, während Rowlf mit einem ungeheuren Brüllen seine Schaufel schwang und Cohen das Blatt ins Gesicht schlug.

Ein heller, peitschender Ton erklang. Das Schaufelblatt verbog sich wie dünnes Blech, und noch während Rowlf mit einem halb überraschten, halb schmerzhaften Keuchen zurücktaumelte, packte Cohen die Schaufel mit nur einer Hand und brach sie entzwei. Rowlf brüllte abermals, tauchte unter seiner zupackenden anderen Hand hindurch und versuchte Howard zu Hilfe zu eilen, der mit aller Kraft an Grays Händen zerrte, die sich wie stählerne Klammern – und nichts anderes waren sie ja auch – um seinen Hals gelegt hatten und zudrückten.

Aber nicht einmal Rowlfs Riesenkräften gelang es, den Griff des Maschinenmenschen zu lockern. Und plötzlich fühlte auch er sich gepackt und zurückgezerrt. Ohne die geringste sichtliche Anstrengung

hob die Cohen-Puppe ihn in die Höhe, nahm Schwung und schleuderte ihn in hohem Bogen von sich.

Wäre Rowlf gegen einen Grabstein oder auch nur gegen einen Baum geprallt, wäre es um ihn geschehen gewesen, denn der Wurf war mit der Kraft von Muskeln ausgeführt, die aus Stahl und Draht geschaffen waren. Doch obwohl der frisch ausgehobene Erdhügel seinen Sturz dämpfte, war der Aufprall hart genug. Rowlf schrammte über Schotter und steinharte Erde und spürte ein Knacken im Rücken, das mit einem stechenden Schmerz verbunden war.

Als er wieder sehen konnte, stand Cohen über ihm, die Hände weit geöffnet, wie um ihn zu packen, aber reglos.

»Gib auf!« schnarrte er, mit einer Stimme, die absolut nichts Menschliches mehr hatte. »Ich will dich nicht töten, aber du zwingst mich dazu!«

Rowlf stieß einen erstickten Schrei aus, denn sein ganzer Körper schien eine einzige Wunde zu sein, in der die Schmerzen rasten. Blut rann ihm warm die Stirn herab und verklebte seine Augen. Mühsam hob er die Hand und fuhr sich durch das Gesicht. Cohens Gestalt schien vor ihm zu verschwimmen. Alles war hinter einem blutroten Nebel verborgen. Aber vielleicht war es gerade das, was ihm noch einmal Kraft gab – der Anblick von Cohens gespaltenem Gesicht, hinter dem blinkendes Metall und dünne silbrige Drähte sichtbar waren.

Und Howards keuchender Schrei.

Mit einer Bewegung, die in ihrer Behendigkeit selbst Cohen überraschte, schnellte er hoch und packte mit weit vorgestreckten Armen den vermeintlichen Inspektor.

Und brachte ihn aus dem Gleichgewicht!

Einen Moment lang stand die menschliche Puppe mit wild rudernden Armen da, fast grotesk nach vorn und zur Seite gebeugt und in schlichtweg unmöglichem Winkel. Dann kippte sie rücklings über Rowlf hinweg in das geöffnete Grab hinein. Ein dumpfer, irgendwie klirrender Laut kündete von einem nicht sehr sanften Aufprall.

Rowlf verschwendete nicht einmal einen Blick an Cohen, sondern eilte Howard zu Hilfe. Gray hatte ihn mittlerweile zu Boden gerungen und seinen Griff gelockert; augenscheinlich war auch ihm nicht daran gelegen, seinen Gegner zu töten, sondern nur, ihn kampfunfähig zu

machen. Rowlf packte Grays Kopf mit beiden Händen und legte alle Kraft in einen einzigen, unglaublich harten Ruck.

Ein heller, peitschender Laut erklang. Grays Gesicht drehte sich mit einem Male um hundertachtzig Grad nach hinten und grinste Rowlf an, während seine Hände noch immer um Howards Hals lagen und zudrückten.

Rowlf schrie auf, packte Grays Hände und versuchte seinen Griff zu sprengen, aber es gelang ihm nicht einmal, einen einzigen Finger zurückzubiegen!

»Weg!« keuchte Howard. »Lauf... weg, Rowlf!«

Rowlf hätte nicht darauf gehört, hätte Frankenstein nicht in diesem Moment hinter ihm ebenfalls gellend aufgeschrien. Über dem Rand des offenen Grabes war eine schmutzige Hand erschienen; einer der Finger war fleischlos und blitzte wie Silber.

»Lauf... weg!« keuchte Howard noch einmal.

Und endlich reagierte Rowlf. Blitzschnell war er beim Grab, holte aus und trat mit aller Gewalt zu, als Cohens gerissenes Gummigesicht über dem Rand der Grube erschien. Ein entsetzlicher Schmerz schoß durch sein Bein bis in seinen ohnehin schmerzenden Rücken hinauf. Rowlf krümmte sich und fiel auf die Knie, aber der Tritt schleuderte das Ungeheuer abermals in die Grube zurück.

Hinter ihm erscholl ein Laut, wie ihn keine menschliche Kehle jemals hervorbringen konnte. Rowlf fuhr herum und sah, daß Gray von seinem Opfer abgelassen hatte und mit gierig vorgestreckten Händen auf ihn zugeeilt kam. Sein Kopf pendelte dabei wild hin und her, denn Rowlfs erster Angriff hatte ihn seines Haltes beraubt.

Was das stählerne Ungeheuer um keinen Deut ungefährlicher machte!

Aber es erreichte Rowlf nicht. Mit ungeheurer Willensanstrengung stemmte sich Howard noch einmal hoch, griff mit beiden Händen nach Grays Beinen und klammerte sich daran fest. Genausogut hätte er versuchen können, eine Lokomotive mit bloßen Händen aufzuhalten – er wurde einfach mitgeschleift. Aber sein Angriff verschaffte Rowlf die Sekundenbruchteile, die er brauchte, sich vor den zupackenden Klauen der Bestie zur Seite zu werfen und aufzuspringen.

»Hau endlich ab!« brüllte Howard mit letzter Kraft.

Und diesmal gehorchte Rowlf. Als die Gray-Puppe herumfuhr, um ihn endgültig zu packen, steppte er zur Seite, griff ganz instinktiv nach Frankensteins Arm und zerrte den völlig gelähmt Dastehenden einfach mit sich. Abermals erscholl dieser wütende, sonderbar metallisch klingende Laut, und Rowlf war kaum ein paar Yards davongestolpert, als Cohens Kunstgesicht schon wieder über dem Grabesrand auftauchte. Aber er hatte einige Sekunden gewonnen, und zumindest Gray versuchte nicht, ihm zu folgen, sondern beschränkte sich darauf, Howard festzuhalten.

Wie von Sinnen rannte Rowlf weiter, Frankenstein einfach mit sich zerrend. Die Dunkelheit des Friedhofes nahm sie auf, und nach einigen weiteren Augenblicken waren die beiden Ungeheuer wie ein Spuk hinter ihnen verschwunden. Trotzdem rannte Rowlf weiter, so schnell er konnte.

Sie schafften es genau bis zum Zaun. Dann war Rowlf so fertig, daß er nicht einmal mehr auf einen Stuhl hätte klettern können. Keuchend lehnte er sich gegen die Eisenstäbe, ließ endlich Viktor Frankensteins Hand los und starrte so wütend an dem Zaun hoch, als könnte allein sein Blick das Hindernis beseitigen. Doch es half nichts; er mußte darüber hinweg. Obwohl sich allmählich alles um ihn zu drehen begann, griff er mit beiden Händen zu und begann, mit zusammengebissenen Zähnen zu klettern.

Er kam genau einen halben Meter hoch, dann gab seine linke Hand nach, und er klatschte hart auf den Rasen. Der Aufprall preßte ihm einen Schrei aus der Kehle, der auf dem ganzen Friedhof zu hören sein mußte. Mit einem erschrockenen Laut kniete Frankenstein neben ihm nieder und streckte die Hand nach ihm aus.

Rowlf schlug sie beiseite, kämpfte sich mit schier übermenschlicher Energie noch einmal auf die Beine und taumelte verzweifelt am Zaun entlang. Nach einigen Metern tauchte eine eiserne Pforte vor ihm auf. Das Schloß sah sehr altertümlich, aber auch sehr massiv aus. Rowlf wußte, daß er die Tür selbst in seinen besten Tagen nicht aufgebrochen hätte. Jetzt konnte ihm nur noch ein Wunder helfen.

»Jetz isses... aus«, stöhnte er. »Alles vorbei.«

»Was ist vorbei?« Frankenstein sah ihn verwirrt an, drückte die eiserne Klinke herunter – und das Wunder geschah. Mit einem leisen Kreischen schwang das Eisengitter, nach außen. »Was zum Teufel ist hier überhaupt los?« fuhr Frankenstein fort. Sein Atem ging so schnell wie Rowlfs, aber der Ausdruck in seinen Augen war mehr Verwirrung

als Angst. Er schien nicht einmal richtig begriffen zu haben, in welcher Gefahr sie noch immer schwebten.

Rowlf beantwortete seine Frage allerdings auch jetzt nicht.

Statt dessen packte er ihn grob bei der Schulter und begann die Straße hinabzuhumpeln, so schnell er nur konnte.

* * *

Zuerst spürte er nichts als Kälte, jene besonders unangenehme, feuchte Art von Kälte, die sich beharrlich durch jegliche Kleidung wühlt und sich wie ein klammer Film auf die Haut legt. Dann einen pochenden Schmerz in beiden Schläfen, und schließlich Atemnot, verbunden mit der Erinnerung an dürre, stählerne Hände, die sich um seine Kehle legten und zudrückten...

Howard fuhr mit einem Schrei hoch und mit einem zweiten wieder zurück, als er mit der Stirn gegen harten Stein prallte. Im ersten Moment sah er nichts als feurige Kreise. Aber auch, als der neue Schmerz hinter seiner Stirn allmählich verebbte, sah er nicht viel mehr, denn statt der flimmernden Kreise gewahrte er nun Dunkelheit, in der sich formlose Schatten bewegten, und die voller Geräusche war, mehr aber auch nicht.

Sehr viel vorsichtiger als beim ersten Male setzte er sich auf, griff mit der Hand nach oben und fühlte rauhen Stein, zwischen dem der Mörtel schon herausgebröckelt war. Etwas Kaltes, Hartes schmiegte sich schmerzhaft fest um sein rechtes Fußgelenk, und als er sich weiter aufsetzte und danach griff, spürte er, daß es ein stählerner Ring war, an dem eine Kette befestigt war, die wiederum zu einem zweiten, sehr viel massiveren Eisenring führte, der im Boden eingelassen worden war. Eine einfache, aber höchst effiziente Methode, ihn da festzuhalten, wo er war. Wütend zerrte Howard ein paarmal an seiner Fessel, erreichte damit aber nicht mehr, als daß der Ring noch heftiger in seine ohnehin wundgescheuerte Haut biß.

»Das nutzt überhaupt nichts«, sagte einer der Schatten neben ihm.

Howard fuhr zusammen, preßte die Augen zu schmalen Schlitzen und begriff erst jetzt, daß er nicht allein war. Der Raum – den vielfach widerhallenden Echos nach zu schließen mußte er sehr groß sein – war zwar in fast vollkommene Dunkelheit getaucht, aber er glaubte trotzdem mindestens drei weitere Mitgefangene zu erkennen.

»Wir haben es alle schon versucht«, fuhr die Stimme fort, die Howard allmählich bekannt vorzukommen begann. »Aber es hilft nichts. Die Ketten sind fest genug, einen Bullen zu halten.«

»Gray?« murmelte Howard verstört. »Sind... sind Sie das?«

Der Schatten machte eine Bewegung, die mit viel Phantasie als Nicken zu erkennen war. »Ich fürchte ja, mein Freund«, antwortete der greise Anwalt. »Ich kann nicht unbedingt sagen, daß es mich freut, Sie wiederzusehen. Nicht hier. Ich hatte gehofft, daß zumindest Sie ihnen entkommen würden.«

»Ihnen? Wer soll das sein?«

»Die Antwort auf diese Frage hatte ich mir eigentlich von Ihnen erhofft«, antwortete eine andere Stimme aus dem Dunkel. Diesmal erkannte Howard sie sofort.

»Cohen!« keuchte er. »Sie sind auch hier?!«

Der Inspektor lachte, aber es klang nicht sonderlich belustigt. »Aber natürlich, Lovecraft«, sagte er. »Sie befinden sich in illustrer Gesellschaft, obgleich unser Quartier zu wünschen übrig läßt. Unsere Gastgeber haben einen ausgezeichneten Geschmack bei der Zusammenstellung ihrer kleinen Party walten lassen.«

Der Schatten, der Cohen sein mußte, hob die Hand und deutete auf einen weiteren, unförmig zusammengesunkenen Umriß. »Ich habe die Ehre, neben niemand anderem als James Darender zu sitzen, dem Lordoberrichter von London. Zu meiner Linken befindet sich Sir Frederik Ruthel, Generalstaatsanwalt...« Cohen gab einen Laut von sich, der wohl ein Seufzen darstellen sollte. »Sie waren zwar nicht dabei, aber ich kann Ihnen versichern, daß praktisch das gesamte Gericht hier versammelt ist.«

»Dann... dann sind Sie alle...«

»Entführt worden, ja«, bestätigte Cohen. »Und zumindest in meinem und Dr. Grays Fall gegen perfekte Doppelgänger ausgetauscht. Und ich fürchte, nicht nur in unserem.«

»Deshalb also ist alles so schnell gegangen«, murmelte Howard. Er fühlte sich noch immer benommen, und es fiel ihm schwer, Cohens Worten zu folgen. Aber plötzlich ergab alles einen Sinn.

»Wie lange sind Sie schon hier?« fragte er.

Cohen schnaubte. »Seit dieser sogenannten Farce von Verhandlung«, sagte er zornig. »Ich habe nicht einmal gemerkt, daß außer mir nur noch Ihr Freund Craven er selbst war. Wie geht es ihm überhaupt?«

Howard starrte fassungslos in die Richtung, aus der Cohens Stimme kam. »Sie… Sie wissen… es nicht?« keuchte er.

»Zum Teufel, was soll ich wissen?« fauchte Cohen. »Falls Sie es immer noch nicht verstanden haben – wir alle sitzen seit Tagen hier unten und wissen absolut nichts außer der Tatsache, daß wir eben nichts wissen. Ich bin nach der Urteilsverkündung in Lord Darenders Zimmer gegangen und hier unten wieder aufgewacht. Wie lange sind wir hier? Was ist geschehen, seit ich entführt wurde?«

Howard antwortete nicht. Im ersten Moment, als er Cohens Stimme gehört hatte, hatte er nichts als Zorn verspürt, später Bestürzung – und jetzt plötzlich einen eisigen, unglaublich tief gehenden Schrecken.

»Zum Teufel, was ist los?« fauchte Cohen, als Howard auch nach einer Weile noch nicht antwortete, sondern nur weiter aus weit aufgerissenen Augen in die Dunkelheit hineinstarrte. »Haben Sie mit Craven gesprochen?«

»Robert ist tot«, sagte Howard leise.

»Tot?!« Cohen keuchte. Sein Schatten bewegte sich. Die Kette, mit der er wie Howard an den Boden gefesselt war, spannte sich mit einem Klirren. »Tot?« wiederholte er ungläubig. »Das ist unmöglich!«

»Er wurde heute morgen gehenkt«, sagte Howard leise. »Bei Sonnenaufgang.«

»Das ist vollkommen ausgeschlossen«, mischte sich eine dritte, Howard unbekannte Stimme ein. »Ganz egal, was er getan hat, ein Todesurteil kann nicht sofort vollstreckt werden. Es gibt Gesetze, die –«

»Es ist aber so!« Howard hatte plötzlich Mühe, nicht zu schreien. »Ich habe versucht, ihn im Gefängnis zu besuchen, aber man hat mich nicht einmal zu ihm gelassen. Das nächste, was ich hörte, war die Nachricht von seinem Tod.«

»Aber das widerspricht jedem Gesetz!« protestierte der Unbekannte. »Dem Verurteilten muß auf jeden Fall Zeit für ein Gnadengesuch gegeben werden. Selbst wenn es aussichtslos ist.«

»Das mag sein, Lord Darender«, mischte sich Cohen ein. »Aber ich glaube Lovecraft. Ich war bei dieser sogenannten Verhandlung dabei. Und glauben Sie mir – nichts, aber auch gar nichts daran entsprach auch nur irgendeinem Gesetz.«

»Aber Robert… tot?« Grays Stimme zitterte hörbar. »Ich… ich kann es nicht glauben.«

»Es ist aber so«, sagte Howard niedergeschlagen. »Und ich fürchte, uns steht ein ähnliches Schicksal bevor, jetzt, wo wir ungefähr vollzählig sind.«

Niemand lachte, nur ein paar der anderen Schatten bewegten sich unruhig.

»Es… es tut mir aufrichtig leid, Lovecraft«, sagte Cohen nach einer Weile. »Ich weiß, daß Sie mir wahrscheinlich die Schuld geben, und ich kann es Ihnen nicht einmal verübeln. Aber ich habe nur getan, was ich tun mußte. Die Beweise waren eindeutig. Jedenfalls…«, fügte er mit einem unmerklichen Stocken hinzu, »dachte ich, daß sie es wären.«

Howard hörte das unausgesprochene Flehen in seiner Stimme, die Bitte, seine Entschuldigung zu akzeptieren, nur ein einziges Wort zu sagen, um die Schuld von seiner Seele zu nehmen. Für einen Mann wie Cohen mußte der Gedanke, einen Fehler begangen zu haben, der einem Unschuldigen das Leben gekostet hatte, sicher unerträglich sein.

Aber er tat so, als hätte er es nicht gehört. Er begriff wohl, daß Cohen so schuldlos war wie er, nur ein weiteres Opfer, das in das raffinierte Netz gegangen war, das ihre Feinde ausgelegt hatten, aber verdammt noch mal, auch er war ein Mensch mit Gefühlen und Empfindungen, und er war verletzt und zornig, und manchmal erleichterte es einfach, einem anderen weh zu tun, wenn man selbst Schmerz empfand.

»Wo sind wir hier überhaupt?« fragte er schließlich.

Cohen atmete hörbar aus. »Das weiß ich sowenig wie Sie«, antwortete er. Seine Stimme klang plötzlich bitter. »Irgendein Keller, vermutlich. Aber fragen Sie mich nicht, wo, oder wie wir hierher gekommen sind. Alle paar Stunden kommen einige maskierte Kerle in Faschingskostümen herein und bringen uns zu Essen –«

»Kerle in Faschingskostümen?« Howard wurde hellhörig. »Wie meinen Sie das?«

»Templer«, antwortete Gray an Cohens Stelle. »Es sind Templer, Howard. Es sieht so aus, als wären eure alten Freunde wieder aktiv geworden.«

»Sie kennen diese Burschen?« fragte Lord Darender.

Howard nickte, obgleich das keiner der anderen in der herrschenden Dunkelheit sehen konnte. Er war nicht einmal sonderlich überrascht – im Grunde genommen hatte er es gewußt, seit er Cohens und Grays Doppelgängern auf dem Friedhof begegnet war, und befürchtet hatte er es schon seit sehr viel längerer Zeit.

Aber es war unmöglich!

Er hatte Sarim de Laurecs Ende doch mit eigenen Augen gesehen!

Und trotzdem – wenn er erst einmal bereit war, die Tatsachen als gegeben und wahr zu akzeptieren, paßte alles perfekt ins Bild: Roberts Bericht von der plötzlichen Feindseligkeit der Templer, die doch eigentlich ihre Verbündeten gewesen waren, die lebenden Puppen, die zu erschaffen nur ein einziger Mensch auf der Welt fähig war, die ganze Heimtücke dieses ungeheuerlichen Planes, das tödliche Schweigen, das ihm aus Paris entgegengeschlagen war, als einzige Antwort auf seine beharrlichen Versuche, Kontakt mit dem dortigen Templerkapitel aufzunehmen…

Die Erklärung war so einfach wie entsetzlich:

Sarim de Laurec.

Irgendwie war es dem wahnsinnig gewordenen Puppet-Master gelungen, nach seiner Flucht nicht nur am Leben zu bleiben, sondern einen Teil seiner Macht zu behalten und sich sogar der Hilfe einiger anderer Templer zu versichern.

Und jetzt war er hier, um sich an den beiden Männern zu rächen, die für seine Niederlage verantwortlich waren: an Robert und ihm.

»Verdammt, warum antworten Sie nicht?« fauchte Cohen zornig. »Lord Darender hat Ihnen eine Frage gestellt, und auch ich hätte die Antwort darauf gerne gehört.«

Howard nickte abermals. »Ich kenne diese Männer«, gestand er. »Vielleicht nicht die, die uns hier gefangen halten, aber zumindest den, der hinter dem Ganzen steckt. Aber das wird uns nicht helfen, hier herauszukommen. Ganz im Gegenteil.«

»Es wäre trotzdem überaus reizend, wenn Sie uns erzählen würden, was Sie wissen«, sagte Cohen böse. »Und sei es nur, um uns die Zeit zu vertreiben. Zum Bridge-Spielen haben wir nämlich alle keine Lust, wissen Sie?«

Howard überging den beißenden Spott in Cohens Stimme. »Wie Sie wollen«, sagte er. »Diese Männer sind Templer. Ritter des Militärischen Ordens vom Tempel Salomons, um genau zu sein.«

»Das ist doch Unsinn«, sagte Darender. »Dieser Orden wurde vor fünfhundert Jahren aufgelöst.«

»Offiziell vielleicht«, sagte Howard. »Das ist es, was alle glauben sollen. In Wahrheit existierte er weiter bis auf den heutigen Tag. Und er ist so mächtig wie eh und je.«

»So eine Art Loge?« vermutete Cohen.

»Ungefähr«, sagte Howard. »Nur, daß er weit gefährlicher ist als die meisten Geheimlogen. Viele seiner Mitglieder verfügen über gewisse... besondere Fähigkeiten.«

»Ach, so eine Art Zauberer, wie« fragte Cohen spöttisch.

»So eine Art«, bestätigte Howard. »Zum Beispiel mit der Fähigkeit, perfekte Doppelgänger jeder beliebigen Person zu schaffen.«

Diesmal widersprach Cohen nicht mehr.

Selbst sein Schweigen wirkte eindeutig betroffen.

* * *

Wieder wußte er nicht, wieviel Zeit vergangen war. Er hatte geschlafen – er schlief jetzt sehr viel, denn selbst einen Mann wie ihn strengte es an, über so große Entfernung in geistigem Kontakt mit seinen Kreaturen und seinen Männern zu bleiben – und als er erwachte, schien die Sonne unverändert durch die Ritzen des Daches. Es mochte aber ebensogut die Sonne eines neuen Tages sein, denn in seinem Mund war der schlechte Geschmack und auf seinen Augenlidern der dumpfe Druck von sehr sehr langem Schlaf.

Sarim de Laurec setzte sich auf, fuhr sich mit beiden Händen durch das Gesicht und spürte klebrige Feuchtigkeit auf der Wange. Er erschrak, griff noch einmal hin und erschrak noch tiefer. Hastig stand

er auf, stolperte durch das stauberfüllte Halbdunkel des Dachbodens und fand schließlich, was er gesucht hatte: eine staubige, von Sprüngen durchzogene Spiegelscherbe, groß genug, daß er sein Gesicht darin erkennen konnte.

Eine Sekunde später wünschte er sich, es nicht getan zu haben, denn was er sah, ließ ihn beinahe aufschreien. Die Hälfte seines Gesichtes war von halb geronnenem Blut bedeckt wie von einer schrecklichen roten Maske – was nichts anderes bedeutete, als daß die Wunde in seiner Schläfe sehr viel heftiger blutete als normal, oder daß er sehr viel länger geschlafen haben mußte, als er bisher angenommen hatte.

Sarim wußte nicht, welcher Möglichkeit er den Vorzug geben sollte. Jede auf ihre Weise war gleich beunruhigend.

Unsicher ließ er die Spiegelscherbe sinken, hob sie aber dann wieder auf und fuhr mit einem Zipfel seines Mantels darüber, um den Staub herunter zu wischen.

Das Bild blieb: Der graue Schimmer auf seiner Haut war nicht im Spiegel, sondern Wirklichkeit. Und nicht nur das.

Er war…

alt.

Nein – das stimmte nicht. Das Gesicht, das ihm aus dem blind gewordenen Spiegel entgegengrinste wie das eines Toten, war das seine, das schmale, fast aristokratisch zu nennende Gesicht eines Mannes Ende Fünfzig, der sich sein Leben lang in Form gehalten und stets auf seine Gesundheit geachtet hatte.

Keinen Tag älter als es wirklich war. Aber es war… verfallen. Es sah so müde und schwach und kraftlos aus, wie er sich fühlte. Es war, als würde er innerlich ausgesaugt, als zehre etwas von seiner Lebenskraft, ohne daß er es direkt spürte, geschweige denn sich irgendwie zur Wehr setzen konnte.

Seine Hände zitterten plötzlich so stark, daß er die Spiegelscherbe fallen ließ, so daß sie klirrend zerbrach.

Das Geräusch explodierte in der Stille des Dachbodens wie ein Kanonenschuß. Und es hörte nicht auf, sondern hallte tausendfach gebrochen und verstärkt von den Wänden und den Dachschindeln wider, kam zurück und nahm immer mehr und mehr an Lautstärke zu, bis de Laurec mit einem gellenden Schrei zurücktaumelte und die

Hände gegen die Ohren preßte. Erst dann verstummte es und machte einem spöttischen, irgendwie lauernden Schweigen Platz.

Zitternd richtete sich Sarim de Laurec auf. Seine Augen waren weit vor Furcht, und sein Herz pochte so schnell, daß es weh tat. Er war in Schweiß gebadet. Und er hatte das Gefühl, ganz kurz vor dem Punkt zu stehen, an dem er den Verstand verlieren würde.

Seltsamerweise war es genau dieser Gedanke, der ihn in die Wirklichkeit zurückbrachte.

Plötzlich begriff er, daß er keiner Halluzination erlag, und auch nicht verrückt wurde – was er spürte, war nichts als ein heimtückischer Angriff auf rein geistiger Ebene, eine Attacke dieses Hauses... oder was immer es war, das Craven hier hinterlassen hatte.

Der Gedanke gab ihm neue Kraft. Eine Gefahr, die er kannte, konnte er bekämpfen – und Sarim de Laurec konnte sich nicht viele Gefahren vorstellen, mit denen er nicht fertig werden konnte, mit Hilfe der neuen Macht in seinem Kopf.

Mit einem Male wieder ganz ruhig, richtete er sich auf, strich sich glättend über den Mantel und sah sich um. Der Dachboden lag da wie immer: vollgestopft mit Gerümpel und ausrangierten Möbeln, über denen sich Staub wie eine flockige graue Decke ausgebreitet hatte. Die Luft roch schlecht, und durch die zahllosen Ritzen und Spalten im Dach schien Sonnenlicht in stauberfüllten Streifen herein.

Und es gab keine Tür.

Es dauerte einen Moment, bis de Laurec es überhaupt merkte – aber nirgends in diesem gewaltigen, von freistehenden Balken durchzogenen und mit Gerümpel vollgestopften Dachraum gab es einen Ausgang.

Sekundenlang drohte er abermals in Panik zu geraten. Diesmal kostete es ihn erhebliche Anstrengung, einen klaren Kopf zu behalten. Mühsam versuchte er sich zu erinnern, wo die Tür verborgen lag, durch die er hereingekommen war.

Aber auch sie war nicht mehr da.

Es war, als hätte es niemals eine Tür gegeben.

Und dann...

Es ging so unmerklich und langsam, daß Sarim mehr als eine Minute brauchte, es überhaupt zu sehen.

Aber als er es begriff, steigerte sich seine Furcht endgültig zur Panik.

Der Raum wurde kleiner.

* * *

Das Gefühl, sich zu bewegen, obwohl man keinen Körper hat.

Das Empfinden, zu stürzen, obwohl kein Raum da ist, durch den man stürzen kann.

Das Spüren, sich in einem irrsinnig schnell drehenden Karussell zu befinden, obgleich es kein oben und unten oder rechts und links gibt, durch das es sich drehen könnte.

Dann...

Eine Art Tunnel. Vielleicht ein Schlauch. Ein Schacht, gigantisch und auf unmögliche Weise in sich gewunden und verdreht, unendlich lang, von einem Ende der Ewigkeit zum anderen reichend, mit schwarzen Wänden aus erstarrter Zeit, durch den ich hindurchstürze, rasend schnell, millionen- und abermillionenmal schneller als das Licht, schneller als ein Gedanke. Trotzdem dauert der Sturz Ewigkeiten. Und schließlich, an seinem Ende, ein Licht, ein Schein, der so strahlend hell und von einer solchen Farbe war, daß Worte nicht ausreichen, ihn zu beschreiben. Plötzlich ist das Wissen da, daß hinter diesem Licht etwas liegt, etwas Wunderschönes und Entsetzliches zugleich, etwas, das das Ziel jeglicher menschlichen Existenz sein muß und in das wir alle eines Tages eintauchen.

Aber ich erreiche es nicht.

Plötzlich ist ein Gesicht da, gigantisch und sonderbar vertraut – mein eigenes Gesicht. Und doch nicht. Älter. Weiser? Auf jeden Fall erfahrener. Härter auch. Und eine Stimme, die zu mir spricht, ohne zu sprechen. Dann greift irgendetwas nach mir, etwas Starkes und Düsteres, zerrt mich herum und wieder hinein in den finsteren Tunnel, den Weg zurück, den ich gekommen bin. Ich versuche mich zu wehren, denn ich will nichts mehr als dieses wunderschöne Licht berühren, der Verlockung nachgeben, die sich hinter ihm verbirgt, aber ich habe keinen Körper, um mich zu schlagen, keine Stimme, zu

schreien.

Mit ungeheurer Kraft werde ich zurückgerissen, fort von der himmlischen Helligkeit und hinab in –

ja, wohin eigentlich?

Was ist das Gegenteil des Himmels?

* * *

Obwohl Mitternacht längst vorüber war und die Nacht dem nächsten Morgen näher als dem vorangegangenen Abend, war die Stadt noch voller Leben. Rowlf und sein unfreiwilliger Kampfgefährte waren länger als eine Stunde ziellos durch die Stadt geirrt, die Menschen, die hier im Zentrum trotz der späten Stunde noch unterwegs waren, als Deckung nutzend.

Frankenstein hatte wenig gesprochen, und Rowlf spürte, wie schockiert er noch immer war. Niemand hatte es gewagt, sie anzusprechen – was wohl weniger an ihrem verdreckten und abgerissenen Aussehen als an Rowlfs zur Zeit überaus schlechtgelaunten zweihundertsiebzig Pfund Lebendgewicht lag, mit denen er für sich und Frankenstein freie Bahn schuf.

Schließlich waren es Müdigkeit und die immer stärker werdenden Schmerzen in seinem Rücken, die ihn zwangen, eine Pause einzulegen.

Sie hatten die City durchquert und Zuflucht in einem kleinen, an drei Seiten von hohen Mauern umschlossenen Hinterhof gesucht, wo sich Rowlf mit einem unterdrückten Stöhnen auf einen Mauervorsprung sinken ließ.

»Ich kann nich’ mehr«, murmelte er. »Ich brauch’… ‘ne Pause. Nur’n Moment.«

»Sie brauchen etwas ganz anderes, mein Lieber«, sagte Frankenstein kopfschüttelnd. »Ziehen Sie die Jacke aus. Ich will mir Ihren Rücken ansehen.«

Er streckte die Hände nach Rowlf aus, aber der rothaarige Riese schlug seinen Arm mit einer zornigen Bewegung zur Seite.

»Mir fehlt nix!« fauchte er. »Ich brauch’ nur ‘n bißchen Ruhe.«

Frankenstein seufzte, hob ganz langsam die Hand und berührte beinahe flüchtig Rowlfs Rücken.

Rowlf brüllte vor Schmerz.

»Ihnen fehlt also nichts, wie?« Frankenstein schüttelte den Kopf. »Mein lieber Freund, ich habe Ihre Rückenwirbel über eine Distanz von fünf Yards knacken hören. Von Rechts wegen sollten Sie eigentlich tot sein. Und jetzt ziehen Sie endlich die Jacke aus.«

Rowlf zögerte. Unsicher setzte er dazu an, Frankensteins Befehl nachzukommen, hielt dann aber mitten in der Bewegung inne.

»Versteh'n Se denn was davon?« fragte er mißtrauisch.

Viktor Frankenstein runzelte verärgert die Stirn. »Ich bin zufällig Arzt«, sagte er.

»Aber ich hab' gedacht, Sie schnippeln nur an Toten rum.«

Gegen seinen Willen mußte Frankenstein lachen. Aber er wurde sofort wieder ernst. »Möglicherweise werde ich das auch bald, wenn Sie nicht vernünftig sind, Rowlf«, sagte er. »Sie sind der stärkste Mensch, den ich jemals gesehen habe, aber auch Sie bestehen nur aus Fleisch und Blut.« Er seufzte. »Ganz im Gegenteil zu den beiden Männern, die Howard entführt haben«, fügte er hinzu, während er neben Rowlf in die Hocke ging. »Was waren das für sonderbare Wesen? Doch keine Menschen, oder?«

Rowlf sog hörbar die Luft ein, als Frankensteins Finger mit kundigen, aber alles andere als sanften Bewegungen über seinen Rücken fuhren.

»Ihre andern Patienten sin' wohl nich' so zimperlich, wa?« fragte er.

Frankenstein lachte leise. »Kaum«, gestand er. »Aber Sie haben meine Frage nicht beantwortet. Wer waren diese beiden Männer? Mein Gott. Sie haben dem einen das Schaufelblatt direkt ins Gesicht geschlagen, und sein Hals... er hat nicht einmal geschrien!«

»Kanner auch nicht«, sagte Rowlf mit zusammengebissenen Zähnen. »Das war nich' Gray. Der sah nur so aus. Das war 'ne verdammte Puppe.«

»Eine... Puppe?« Frankenstein sah verwirrt auf.

»Weiß nicht, wie se wirklich heiß'n tun«, antwortete Rowlf

achselzuckend.

»H.P. hatse imma so genannt. Ich hatt schoma mit som Blechkopp zu tun. Aber ich hab' gedacht, es gibt se gar nich' mehr. Au verdammt, tut das weh!«

»Das ist kein Wunder«, sagte Frankenstein nickend. »Gebrochen scheint nichts zu sein, aber Sie haben sich eine prachtvolle Prellung zugezogen. Die nächsten Tage sollten Sie sehr vorsichtig sein, wenn Sie sich bewegen. Das beste wäre, Sie blieben im Bett.«

Rowlf blickte ihn nur finster an und streifte seine Jacke wieder über.

»Aber das werden Sie nicht tun, wie?« vermutete Frankenstein.

Rowlf nickte. »Nee. Ich werd' diesen nachgemachten Cohen suchen un' ihm jede Schraube einzeln rausschlagen, bis er mir verrät, wo Howard is. Un' der Kurze.«

»Wer?«

»Robert«, murrte Rowlf.

»Sie denken, er wäre noch immer am Leben?« fragte Frankenstein zweifelnd.

»Im Sarg war er jenfalls nich', oda?« fragte Rowlf unwillig. »Ach Scheiße, wenn ich wenigstens wüßte, wo die Biester mit eimal wieder herkomm'n tun. Wir ham gedacht, sie wär'n erledigt.«

»Sie hatten schon einmal mit ihnen zu tun?«

»Ja.« Rowlf stand auf, machte einen Schritt und verzog schmerzhaft das Gesicht. »Voriges Jahr, in Paris. Aber ich versteh' das nich'. H.P. und der Junge haben den Lausdreck doch erledigt!«

»Wen?« fragte Frankenstein.

»Sarim de Lausdreck«, erklärte Rowlf. »Der Kerl, der die Dinger bau'n tut. Hat sich selbst Puppenmacher genannt. Aber ich dachte, der wäre hin.«

»Ganz offensichtlich ist er nicht… hin«, sagte Frankenstein. »Er scheint mir im Gegenteil höchst aktiv zu sein.« Er seufzte. »Es ist… unglaublich. Wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte… Maschinen, die wie Menschen aussehen. Ich kann es immer noch nicht glauben.«

»Wär aba besser, sie tätens tun, Doktor«, antwortete Rowlf ernst. »Wir wern dem Mistkerl nämlich auf den Hals rücken, mein Wort darauf.«

»Wir?« Frankenstein blinzelte. »Wie meinen Sie das?«

»Wie ichs sage«, grollte Rowlf und schüttelte wie durch Zufall eine gewaltige Faust unter Viktor Frankensteins Nase. »Oda hamse gedacht, ich laß' den H.P. und den Kleinen in dem Lausdreck seinen Fängen?«

»Aber wir... was sollen wir denn allein gegen diese Ungeheuer ausrichten?« stotterte Frankenstein. »Sie haben doch selbst erlebt, wie gefährlich sie sind. Und wir wissen nicht einmal, wo wir suchen sollen!«

»Ich find' ihn, Doktorchen«, versprach Rowlf. »Un' wenn ich die ganze Stadt auseinandernehm' muß.«

»Sie sind ja verrückt!« keuchte Frankenstein. »Ich habe Besseres zu tun, als mich mit lebenden Maschinen anzulegen. Wir müssen zur Polizei! Die Behörden müssen benachrichtigt werden!«

»Aber klar«, sagte Rowlf. »'s beste wird sein, sie gehn gleich zum Yard und wenden sich an Cohen. Der wird sich echt freu'n, Sie wiederzusehen.«

Frankenstein sagte vorsichtshalber nichts mehr, bis Sie den Hof verlassen und wieder die Straße erreicht hatten.

Rowlf winkte einer Droschke, die auch prompt an den Straßenrand gerollt kam. Aber noch bevor Rowlf die Hand nach der Tür ausstreckte, ließ der Fahrer seine Peitsche knallen und jagte davon.

Rowlf blickte ihm mit finsterer Miene nach, versuchte aber nicht noch einmal, einen Wagen heranzuwinken. Das nächste Mal war es Frankenstein, der die Hand nach einer Droschke hob, während sich Rowlf lange genug im Schatten hielt, um nicht gesehen zu werden.

»Wohin?« fragte Frankenstein, als sie sich gegenüber auf den gepolsterten Sitzen des geschlossenen Wagens Platz genommen hatte.

Rowlf schwieg einen Moment. Bei aller Kampfeslust hatte er bisher nicht ernsthaft über die Frage nachgedacht, wo sie mit ihrer Suche anfangen sollten. London war groß – und Sarim de Laurec konnte buchstäblich überall sein. Rowlf wußte nur zu gut, daß er nicht darauf angewiesen war, sich in unmittelbarer Nähe seiner Geschöpfe aufzuhalten.

Der Kutscher – durch den Anblick des zusätzlichen Fahrgastes, der im letzten Moment in den Wagen gesprungen war, ohnehin nicht gerade bester Laune – bewegte sich unruhig auf seinem Bock, und Frankenstein fragte noch einmal: »Wohin, Rowlf?«

»Zu... zu Robert sein Haus«, sagte Rowlf schließlich – und ganz offensichtlich allein aus dem Grund heraus, daß ihm nichts anderes einfiel. Aber Frankenstein widersprach nicht mehr, sondern gab die Adresse halblaut an den Kutscher weiter und zog die Gardinen vor, während der Wagen anrollte.

Sie waren sehr schweigsam, während sie London ein zweites Mal und in entgegengesetzter Richtung durchquerten und sich dem Ashton Place näherten. Erst, als sie mehr als zwei Drittel der Strecke hinter sich gebracht hatten und die Häuser, die die Straße säumten, allmählich vornehmer – oder zumindest teurer zu werden begannen – brach Frankenstein das Schweigen wieder.

»Wie wollen Sie vorgehen, Rowlf?« fragte er.

Rowlf zog eine Grimasse. »Ehrlich, ich hab' keine Ahnung nich'«, gestand er. »Aba irgendwie krieg' ich den Lausdreck schon am Wickel, mein Wort darauf, Doktor Fran-«

»Viktor«, fiel ihm Frankenstein rasch ins Wort. Er lächelte. »Nennen Sie mich Viktor. Ich... ziehe es vor, nicht unbedingt unter meinem alten Namen aufzutreten.«

Rowlf nickte. »Vielleicht finden wir im Haus irgendne Spur«, fuhr er fort. »Würd' mich gar nich' wundern tun, wenn der Lausdreck da früher oder später auftauchen täte.«

»Jetzt, wo er Robert und Howard hat«, fügte Frankenstein mit einem Nicken hinzu, »sind Sie der letzte, nicht?«

Rowlf blinzelte. »Sie schalten schnell, Doktor«, sagte er. Frankenstein fiel auf, daß sein schauderhafter Dialekt mit einem Male wie weggeblasen war. Aber nur für eine Sekunde, denn Rowlf fuhr fort: »Kann schon sein, dasser mich nu auch noch haben will. Aber den feinen Herrn werd' ich die Fresse polieren, wenn ich'n inne Finger kriege. Mindestens.«

Frankenstein lächelte, wurde aber sofort wieder ernst. »Warum spielen Sie den Idioten, Rowlf?« fragte er plötzlich.

Rowlf blinzelte abermals. »Äh?« machte er. »Ich spiel' nich. Hab nie

Glück im Spiel gehabt. Ich spar’ mein Geld lieber.«

Frankenstein setzte dazu an, etwas zu sagen, beließ es aber dann bei einem neuerlichen Seufzen und konzentrierte sich für den Rest der Fahrt darauf, durch einen Spalt in den Gardinen nach draußen zu sehen.

Es dauerte ohnehin nicht mehr lange. Kaum zehn Minuten später hielt der zweispännige Wagen auf der dem Andara-House gegenüberliegenden Seite des Ashton Place, und sie stiegen aus. Frankenstein entlohnte den Fahrer, und sie warteten, bis der Wagen in der Nacht verschwunden war.

Es war sehr still. In keinem der wenigen, gepflegten Häuser, die den großen Platz säumten, brannte noch Licht. Der Mond schien von einem wolkenlosen Himmel, und die in regelmäßigen Abständen auf dem Trottoir stehenden Gaslaternen spendeten mildes, gelbes Licht. Trotzdem herrschte eine fast unheimliche Dunkelheit. Und es war, wie Frankenstein schaudernd bemerkte, eine ganz andere Art von Dunkelheit, als er sie jemals erlebt hatte. Es war…

Ja, dachte er, und diesmal verspürte er mehr als nur einen Anflug von Entsetzen, es war, als wäre es nicht nur die Abwesenheit von Licht, sondern das Dasein von etwas anderem, etwas, das nicht in Worte zu fassen war, aber das er spürte, überdeutlich.

Und es war…

Böse.

So unendlich und abgrundtief böse, daß Frankenstein seine ganze Willenskraft aufbieten mußte, um nicht auf der Stelle herumzufahren und zu laufen, so schnell er nur konnte, sondern statt dessen an Rowlfs Seite zu treten und ihm zu dem dunkel daliegenden Haus mit der Nummer 9 zu folgen…

* * *

Sarim schrie.

Panik hatte ihn überwältigt, nicht für einen kurzen Moment, sondern vollkommen. Eine Woge nackter, ungeheuer starker Angst spülte sein logisches Denken hinweg. Er schrie, schlug wie von Sinnen um sich und stolperte blindlings nach hinten. Sein Fuß verfing sich in einem

Hindernis; er fiel, prallte schmerzhaft auf dem Boden auf und sah einen Schatten auf sich zurasen.

Blindlings riß er die Hände hoch, schlug nach dem vermeintlichen Angreifer und merkte zu spät, daß es nur ein Stuhl war, den er mit seinem Sturz aus dem Gleichgewicht gebracht hatte. Seine Faust traf das harte Holz und zerschmetterte es, aber auch seine Haut platzte auf, und ein neuer Schmerz zuckte durch seinen Arm. Noch immer schreiend sprang er wieder hoch, rannte blindlings weiter und prallte nach wenigen Schritten abermals gegen ein Hindernis.

Diesmal war der Schlag so heftig, daß er ihn fast betäubte. Sarim fiel, blieb einen Moment benommen liegen und fühlte Blut aus einer neuen, heftig schmerzenden Wunde auf seiner Stirn über sein Gesicht laufen.

Aber das dumpfe Dröhnen in seinem Schädel betäubte auch die Panik, und für einen Moment vermochte er seine Umgebung wieder halbwegs klar zu erkennen. Müde hob er den Kopf, wischte sich das Blut aus den Augen und fuhr abermals zusammen, als er das Hindernis erkannte, gegen das er gerannt war.

Es war eine Mauer.

Eine massive Wand aus braunroten Brandziegeln, die mindestens fünf Yards weiter entfernt gestanden hatte, als er sie das letzte Mal gesehen hatte.

Wieder drohte ihn Panik zu übermannen, als ihm die wahre Bedeutung seiner Beobachtung klar wurde.

Es war keine Illusion – der Raum schrumpfte wirklich!

Mit einem Keuchen sprang de Laurec hoch, sah sich gehetzt um und erkannte, daß auch die gegenüberliegende Wand um die gleiche Distanz näher gekommen war. Und hatte sich nicht auch das Dach gesenkt?

Waren die morschen Sparren nicht vorher ein gutes Stück höher gewesen?

Dann hörte er das Geräusch – einen dumpfen, irgendwie stöhnenden Laut, der aus dem Boden, den Wänden und dem Dach zugleich zu kommen schien, als stöhne das Haus selbst wie unter Schmerzen.

Sein Blick irrte unstet hierhin und dorthin, suchte verzweifelt nach

einem Ausgang, einer Lücke im Mauerwerk oder im Dach und fand keine. Voller Verzweiflung fuhr er herum, schlug einen Moment sinnlos mit den Fäusten auf die Ziegelmauer hinter sich ein und hieb sogar nach den Dachschindeln, allerdings mit dem einzigen Ergebnis, sich die Fäuste blutig zu schlagen.

Wimmernd sank Sarim de Laurec in sich zusammen, preßte die Fäuste gegen die Schläfen und versuchte mit aller Macht, die Panik niederzukämpfen.

Es gelang ihm nicht.

So, wie die unheimliche Macht, die stärker als seine eigenen Kräfte war, ihm all dieses Schreckliche vorgaukelte, hinderte sie ihn auch daran, sich zu konzentrieren.

»Hilf mir!« wimmerte er. »So hilf mir doch!!«

Aber auch die Stimme in seinem Schädel, die ihm bisher immer so zuverlässig gesagt hatte, was er tun mußte, schwieg. Die neue Macht war verstummt, als hätte es sie niemals gegeben.

Der Stuhl, neben dem er gelegen hatte, stürzte polternd um. Sarim fuhr hoch und erkannte entsetzt, daß sich die Wand ein weiteres Stück auf ihn zubewegt hatte, wobei sie Möbel und Gerümpel vor sich herschob. Und auch auf der anderen Seite des Dachbodens wurde jetzt das helle Splittern und Krachen berstenden Holzes laut!

Und dann...

Ein entsetzlicher Schmerz schoß durch Sarim de Laurecs Schädel. Der Puppet-Master schrie auf, brach wie vom Blitz getroffen zusammen und krümmte sich. Sein Schädel schien zu zerspringen. Jeder einzelne Nervenstrang in seinem Kopf mußte sich in weißglühende Lava verwandelt haben.

Und dann sah er das Licht, einen grünen, unheimlichen Schimmer, sehr mild, aber trotzdem so hell, daß er selbst durch seine geschlossenen Lider drang und ihn jede winzige Einzelheit in seiner Umgebung mit phantastischer Klarheit erkennen ließ. Träge wie leuchtendes Wasser breitete sich der Schein in Schwaden im Raum aus, bildete Schlieren und vergängliche Formen, wuchs und dehnte sich in einem sonderbar pulsierenden, umheimlichen Rhythmus aus, bis er jeden Quadratzoll des Dachbodens auszufüllen schien.

Für einen Moment hatte Sarim de Laurec das Gefühl, dem Ringen

zweier gleichstarker, ungeheuerlicher Kräfte beizuwohnen, einem Kampf, der vollkommen lautlos, aber mit unbarmherziger Kraft geführt wurde.

Und was immer es war, das ihm half – es gewann.

Das Licht erlosch, zusammen mit dem Schmerz, aber als er die Augen öffnete, war der Speicher wieder normal, die Wände dort, wo sie sein sollten, und auch die Höhe der Decke stimmte wieder. Mit einem erleichterten Seufzen schloß Sarim erneut die Augen, ließ sich zurücksinken und atmete gezwungen tief und ruhig ein und aus. Irgend etwas in ihm regte sich; ein Gefühl, als würde ein großes finsteres Tier in seine Höhle zurückkriechen, und sich – erschöpft, aber zufrieden – zusammenrollen.

Und plötzlich begriff er. Seine Hilferufe waren erhört worden. Es war das Ding in seinem Kopf gewesen, die neue Macht, die ihm geholfen hatte, den Schutzzauber dieses verfluchten Hauses zu überwinden. Ein Gefühl tiefer Dankbarkeit durchströmte ihn.

Als er sich nach einer Weile wieder erhob, war das Zittern seiner Hände verschwunden. Sein Gesicht war noch bedeckt mit eingetrocknetem Blut, aber wieder ruhig und gefaßt, und sein Atem ging regelmäßig.

Trotzdem hatte er noch lange nicht seine alten Kräfte zurückgewonnen. Er fühlte sich müde und ausgebrannt; jede noch so kleine Bewegung bedeutete eine Anstrengung. Doch Sarim war trotzdem so erleichtert wie noch nie zuvor in seinem Leben. Er hatte seinen Feind vernichtet und fühlte sich jetzt stark genug, auch den zweiten Teil seines Planes in die Tat umzusetzen.

Aufmerksam sah er sich in der Dachkammer um. Die Tatsache, daß er keinen Ausgang entdecken konnte, irritierte ihn noch immer, aber sie beunruhigte ihn nicht wirklich. Er war in diese Kammer hereingekommen, irgendwie, und er würde wieder herauskommen, irgendwie.

Sein Blick blieb auf dem Gemälde Roderick Andaras hängen, das er zuvor schon einmal bemerkt hatte. Er wollte sich schon wieder umwenden und in seiner Inspektion fortfahren, aber irgend etwas bewegte ihn dann doch, noch einmal und etwas genauer hinzusehen.

Das Bild war…

Sarim de Laurec fand keine passenden Worte, um den sanften

Schauder zu beschreiben, der ihn beim Anblick des Bildes überfiel. Zu Anfang hatte er es für ein möglicherweise künstlerisch gelungenes, seinem Vorbild jedoch nicht sonderlich ähnliches Gemälde gehalten. Jetzt...

Ja, dachte er schaudernd – jetzt wirkte es so lebensecht, als wolle Roderick Andara jeden Augenblick aus seinem Rahmen heraustreten...

* * *

Schon der Garten war ein Alptraum gewesen, Rowlf hatte gar nicht erst versucht, das Haus durch den Vordereingang zu betreten, sondern Frankenstein mit Gesten zu verstehen gegeben, es ihm gleich zu tun und den Zaun zu übersteigen, um sich dem Haus von der Rückseite her zu nähern. Insgesamt hatten sie sicher nicht mehr als fünf Minuten gebraucht, den parkähnlichen, aber vollkommen verwilderten Garten zu durchqueren und die kleine Hintertür zu erreichen – aber es waren fünf Minuten gewesen, die Frankenstein hinterher wie eine Ewigkeit vorgekommen waren.

Der Garten schien... lebendig.

Es war absurd, durch nichts zu belegen und vollkommen unlogisch – aber auf jedem Schritt hatte Viktor Frankenstein das immer heftiger werdende Gefühl verspürt, beobachtet zu werden, belauert von Augen, die unsichtbar, aber sehr wach waren, und denen keine noch so kleine Bewegung entging, die er machte. Und das Schlimmste daran war das Lauernde dieses Angestarrtwerdens. Genau so, dachte er hinterher, mußte sich ein Kaninchen fühlen, das unter dem Blick der Schlange erstarrte. Nein – schlimmer noch. Das Kaninchen konnte seinen Feind wenigstens sehen, während die... Dinge, die ihn und Rowlf belauerten, unsichtbar blieben.

Zu Rowlfs Überraschung – die er nach Kräften zu verbergen suchte, was ihm freilich nicht gelang – fanden sie die Tür unverschlossen. Und das unheimliche Gefühl, sich in der Nähe von etwas Unsichtbarem, aber nichtsdestotrotz höchst Tödlichem zu befinden, nahm in Frankenstein noch zu. Das Haus bot nicht den Schutz, den es versprach. Ganz im Gegenteil. Frankenstein begann sich allmählich wie eine Fliege zu fühlen, die dem Netz der Spinne zu entkommen trachtete und sich in Wahrheit nur immer weiter darauf zubewegte.

Das Haus war sehr still. In der großen Halle im Erdgeschoß, die sie erreichten, nachdem sie ein wahres Labyrinth von Kammern und

Räumen und Treppenfluchten durchquert hatten, brannte Licht, aber nicht der mindeste Laut war zu hören. Frankenstein hatte niemals ein Haus betreten, das so still war.

»Wo ist das Personal?« fragte er.

Rowlf gebot ihm mit einer unwilligen Geste zu schweigen, schob die Tür hinter sich ins Schloß und sah sich um. Seinem Gesichtsausdruck nach zu schließen, schien er ebenso ratlos wie Frankenstein zu sein.

»Gehma nach oben«, sagte er schließlich. »Da wird sich schon ‘ne –«

Hinter ihnen erklang ein dumpfes Poltern. Rowlf verstummte mitten im Wort, sah sich erschrocken um – und sprang mit einem Satz in die Tür zurück, Frankenstein so rüde mit sich zerrend, daß der nicht einmal dazu kam, ein erschrockenes Schnauben auszustoßen.

Das Poltern wiederholte sich, dann wurde eine Tür unter der Treppe aufgestoßen, die Frankenstein bisher nicht einmal bemerkt hatte, und ein Mann trat in die Halle hinaus.

Hatte er bisher vielleicht noch insgeheim an alledem gezweifelt, was Howard und Rowlf ihm erzählt hatten – jetzt tat er es nicht mehr. Der Anblick, der sich ihm bot, hätte ihn wahrscheinlich auch wieder an den Weihnachtsmann glauben lassen, hätte Rowlf hinterher behauptet, es gäbe ihn.

Aus der Tür, die offensichtlich aus den Kellergeschossen des Hauses heraufführte, trat ein zweiter Mann, dann ein dritter. Er und der erste, der Frankenstein und Rowlf um ein Haar überrascht hätte, boten einen höchst sonderbaren Anblick – sie trugen dunkle, bis auf die Knöchel fallende Wettermäntel, darunter allerdings keine dazu passende Kleidung, sondern weiße, mit einem gleichschenkeligen roten Balkenkreuz bestickte Hemden und Hosen aus Kettengeflecht, als wären sie geradewegs aus einem romantischen Ritterroman entsprungen.

Aber ihr Anblick war nichts gegen den dritten Mann, der zwischen ihnen ging.

Genauer gesagt, das Ding, das Frankenstein im ersten Moment für einen Mann gehalten hatte…

Soweit Frankenstein dies erkennen konnte, bestand es ganz und gar aus Eisen und sah ein bißchen aus wie ein wandelndes Skelett, denn es hatte keinen wirklichen Leib, sondern eine Art grobmaschigen

Gitterkorb, aus dem die Glieder und der Hals herausragten und in dem sich allerlei mechanische Dinge drehten und bewegten. Mit sonderbar abgehackten, mechanischen Bewegungen stolzierte es zwischen den beiden Männern einher. Sein Kopf drehte sich unentwegt von rechts nach links und wieder zurück mit kleinen, vogelartigen Rucken. In den Augenhöhlen seines metallenen Totenschädels blinkten zwei winzige, rote Lämpchen.

Atemlos vor Schrecken sah Frankenstein zu, wie die beiden Männer und ihr bizarrer Begleiter wenige Schritte an ihrem Versteck vorüber und die Treppe hinauf gingen, um in einem Zimmer im oberen Geschoß zu verschwinden. Aber selbst, als alles wieder still geworden war, verharrte er noch lange reglos auf der Stelle und starrte die Treppe an.

»Was... was war das?« stammelte er schließlich.

»Eine von dem Lausdreck sein' Puppen«, antwortete Rowlf düster. Seine gewaltigen Pranken öffneten und schlossen sich unentwegt, als hielte er sich nur noch mit Mühe davon zurück, den beiden Männern und der bizarren Kreatur nachzustürmen und über sie herzufallen. »War bloß noch nich' ganz fertig.«

»Dann... dann sind sie... hier?« stammelte Frankenstein. Das letzte Wort klang beinahe hysterisch,

Rowlf grinste. »Sieht so aus, Doktorchen. Wo diese Hampelmänner in ihren Affenkostümen auftauchen, da ist auch der Lausdreck nich' weit, darauf könnse Gift nehm'. Und jetz' –« Sein Grinsen wurde noch breiter, verlor dabei aber merklich an Humor, »– kauf ich mir die Halunken.«

Es dauerte einen Moment, bis Frankenstein begriff. »Sie... Sie wollen doch nicht etwa dort hinunter?« stammelte er mit einer Geste auf die nur halb geschlossene Kellertür.

»Aba sicher doch«, grinste Rowlf. »Sie könn' ja hierbleim, wennse woll'n.« Sprach's, stieß die Tür auf und stürmte mit kampflustig gesenktem Kopf durch die Halle.

»Hier... bleiben?« flüsterte Frankenstein. Hier? Er sollte allein in diesem Haus zurückbleiben?!

Rowlf lief nicht gerade langsam die Kellertreppe hinunter. Trotzdem hatte Frankenstein ihn eingeholt, noch ehe er die Hälfte davon zurückgelegt hatte.

* * *

Es dauerte lange, bis das entsetzliche Gefühl des Fallens aufhörte, aber auch danach umgab mich weiterhin Dunkelheit; eine solch erstickende Schwärze, wie ich sie niemals zuvor erlebt hatte.

Und dann...

Es ist schwer, Empfindungen in Worte zu fassen, für die es keine Worte gibt. Nach dem endlos dauernden Sturz durch die Dimensionen des Wahnsinns kam ich irgendwo an, hatte mit einem Male wieder das Gefühl, einen Körper zu haben.

Trotzdem war dieses Gefühl sonderbar falsch.

Ein Körper.

Mein Körper.

Und trotzdem ein anderer.

Und ich war nicht allein.

Jemand – etwas? – war bei mir, um mich, in mir, überall und nirgends. Für einen Moment hatte ich das Gefühl, von einer großen, unendlich sanften, aber auch unendlich starken Hand berührt zu werden, einer Hand, die mir freundlich gesinnt war, die aber auch töten und vernichten konnte.

Ein sonderbares, nicht unbedingt angenehmes Empfinden von Tasten und Sondieren, ein Gefühl, als griffe etwas in meine Gedanken und suche darin herum, bis es etwas Bestimmtes gefunden hatte.

Dann – jäh und so heftig, daß ich vor Schrecken aufgeschrien hätte, hätte ich einen Körper gehabt – Zorn.

Ein Zorn von einer Intensität, wie ich ihn nie zuvor erlebt hatte.

Dann nichts mehr.

Nur das Gefühl, einen Körper zu haben, wurde stärker.

Aber es war nicht mein Körper...

* * *

Der Keller war so groß und düster und voller Staub und Gerümpel, wie Frankenstein es bei einem Haus wie diesem erwartet hatte.

Und er war von der gleichen Art düster-lauernden Lebens erfüllt, das er befürchtet hatte: das gleiche, nicht greifbare, aber entsetzliche Gefühl, das ihn draußen im Garten überfallen hatte, nur daß es hier sehr viel stärker war. Er glaubte die Augen beinahe zu sehen, die ihn aus der Dunkelheit heraus anstarrten.

Aber eben nur beinahe.

Rowlf legte mahnend den Zeigefinger auf die Lippen, als Frankenstein etwas sagen wollte, deutete nach links und machte gleichzeitig mit der anderen Hand eine Geste, deren Bedeutung Frankenstein unklar blieb. Vorsichtshalber beschloß er, Rowlf zu folgen, als der rothaarige Riese geduckt durch den Keller zu schleichen begann.

Nach einer Weile hörten sie Stimmen: sehr leise und zu undeutlich, als daß sie die Worte verstehen konnten. Rowlf machte abermals eine Handbewegung, vorsichtig zu sein, brach quasi im Vorübergehen – und zu Frankensteins Erstaunen so gut wie lautlos – ein Bein eines herumstehenden Stuhles ab, schwang seine improvisierte Keule probehalber ein paarmal und bewegte sich noch vorsichtiger weiter.

Die Stimmen kamen näher. Sie wurden lauter, sonderbarerweise aber nicht deutlicher, und bald hörten sie auch andere Geräusche – ein leises, rauhes Lachen, das helle Klappern von Würfeln, mit denen die Männer sich die Zeit zu vertreiben schienen, dann Schritte, die sich ihrem Versteck aber nicht näherten.

Schließlich erreichten sie die Quelle der Geräusche: eine niedrige, mit einem wuchtigen, halbverrosteten Schloß versehene Tür in der südlichen Wand des Kellers. Wenn ihn sein Orientierungssinn nicht vollends im Stich gelassen hatte, dachte Frankenstein verwirrt, dann mußten sie den Keller mittlerweile zur Gänze durchquert haben – was nichts anderes hieß, als daß sich die Kellergeschosse dieses Hauses auch noch unter den Garten beziehungsweise die Straße erstreckten.

Nicht, daß ihn bei diesem Haus auch nur noch irgend etwas gewundert hätte…

Rowlf packte seine improvisierte Keule fester, sah noch einmal sichernd nach rechts und links und näherte sich der Tür auf

Zehenspitzen. Auf seinem Gesicht lag ein entschlossener, beinahe schon verbissener Ausdruck, als er die Hand nach der Klinke ausstreckte.

Trotz ihres verwahrlosten Äußeren schwang die Tür vollkommen lautlos auf. Ja, mehr noch – für einen Moment hätte Frankenstein schwören können, daß sie sich Rowlfs Hand entgegenbewegte, als könne sie es kaum mehr erwarten, endlich geöffnet zu werden.

Aber das mußte eine Täuschung sein. In den letzten Stunden hatte er so viel Unmögliches und Unglaubliches erlebt, daß er wohl schon anfing, Gespenster zu sehen.

Ein heller Streifen flackernden gelben Lichtes wie das einer Petroleumlampe fiel ihnen entgegen, als sie die Tür öffneten, und die Stimmen wurden abermals lauter, waren aber noch immer nicht deutlicher zu verstehen – was nun allerdings eindeutig daran lag, daß sie sich nicht der englischen Sprache bedienten, sondern eines Idiomes, das Frankenstein zwar vage bekannt vorkam, das er aber nicht verstand. Ein kurzer, steil in die Tiefe führender Treppenschacht nahm sie auf. An seinem Ende befand sich eine zweite, offenstehende Tür.

Frankensteins Herz begann schnell und fast schmerzhaft hart zu schlagen, während er hinter Rowlf die ausgetretenen Stufen hinunterschlich. Seine ganze Situation kam ihm mit jeder Minute lächerlicher vor – was zum Teufel tat er hier eigentlich? Er war drauf und dran, sich nicht nur in ein Abenteuer – gegen das er im Prinzip nichts einzuwenden gehabt hätte – zu stürzen, sondern in einen höchst unerfreulichen Tod, denn wenn in dem Raum dort unten noch mehr der bizarren Maschinenmenschen warteten, dann würden ihnen auch Rowlfs Riesenkräfte nicht mehr weiterhelfen. Und Frankenstein hatte das sichere Gefühl, daß sie ihr Glück zu sehr strapaziert hatten, um auf ein abermaliges Entkommen rechnen zu können.

Aber es war zu spät für solcherlei Überlegungen, denn in diesem Moment, fast als hätte er seine Gedanken gelesen, sprang Rowlf mit einem gellenden Schrei durch die Tür.

* * *

Bruder Carlsen und er hatten die Maschine in den Salon im oberen Stockwerk geschafft, wie Sarim de Laurec es ihnen befohlen hatte, und vor einer Stunde waren die anderen gekommen.

Seither warteten sie.

Es war sehr still in diesem großen, unheimlichen Haus. Nicht der mindeste Laut drang von der Straße herein, und die einzigen Geräusche, die Bruder Allisdale seit einer geraumen Weile hörte, waren das regelmäßige Klicken und Summen der Maschine und das Ticken der bizarren Standuhr, die wie ein ganz bewußt häßliches Monstrum in einer Ecke des großen Raumes hockte.

Allisdale wußte nicht, welches der beiden Dinge ihm mehr Angst einjagte – dieses Ungeheuer von Uhr mit seinem großen und den drei kleinen Ziffernblättern, die alles mögliche anzeigen mochten, nur nicht die Zeit –, oder die Maschine, die reglos in einem Sessel hockte wie eine perfide Verhöhnung der menschlichen Form, die ihr Vorbild gewesen war. Nicht zum ersten Male, seit er in Sarim de Laurecs Dienste getreten – nun ja, im Grunde getreten worden – war, fragte er sich, ob ihr aller Tun wirklich richtig war. Konnte etwas so Gotteslästerliches wie eine Mensch-Maschine wirklich dem wahren Zweck dienen?

Und nicht zum ersten Male, seit er Gedanken solcher Art dachte, schien irgend etwas Unsichtbares, Böses durch sein Bewußtsein zu fahren und jede Spur von Zweifel hinwegzufegen. Von einer Sekunde auf die andere konzentrierte er sich wieder auf die Dinge, um derentwillen er hergekommen war.

»Die Zeit ist längst überschritten, Brüder«, sagte er. »Wir können nicht länger warten. Der Meister muß in Gefahr sein, sonst hätte er uns längst eine Nachricht zukommen lassen.«

Im ersten Moment antwortete keiner der anderen, obgleich Allisdale wohl nur ausgesprochen hatte, was sie alle dachten. Dann, nach einer Weile, stand der Däne Carlsen auf und rückte mit einer demonstrativen Bewegung sein Schwert zurecht. »Du hast recht, Bruder Allisdale. Wir sind gekommen, um diese Stätte des Teufels zu vernichten. Also laß uns nach oben gehen und nachsehen, was den Meister davon abgehalten hat.«

»Möglicherweise«, unterbrach ihn Bruder Jackson ruhig, »wird den Meister absolut nichts mehr davon abhalten, dir die Zähne in den Hals zu schlagen, Carlsen.« Er grinste, erhob sich ebenfalls und machte erst eine Kopfbewegung auf die Maschine, dann zur Decke. »Unser Auftrag lautet, auf dieses Ding da aufzupassen und Sarim de Laurec nicht zu stören, nicht wahr? Allenfalls noch, ihn vor allzu neugierigen Fremden zu schützen, die vielleicht hierher kommen. Von Hinaufgehen hat er

nichts gesagt. Jedenfalls mir nicht.«

Allisdale blickte den Yankee zornig an. Er konnte Jackson nicht leiden, und er hatte nie einen Hehl daraus gemacht. Um so mehr ärgerte es ihn, daß er so augenscheinlich recht hatte...

»Was fällt dir ein, in einem solchen Ton über den Meister zu reden?« fauchte er.

Jackson grinste. »Warum nicht. Er hört es doch nicht, oder?«

Allisdale setzte zu einer wütenden Entgegnung an, preßte aber dann nur die Kiefer aufeinander und wandte sich mit einem Ruck ab. Jackson wollte eine Konfrontation mit ihm provozieren, das war klar. Aber er würde sich nicht provozieren lassen – jetzt noch nicht. Wenn Jackson einen Kampf haben wollte, konnte er ihn bekommen, aber zu seinen Bedingungen.

»Ihr habt beide recht«, sagte Carlsen plötzlich. »Zwei von uns sollten hierbleiben und die Maschine bewachen. Die anderen können hinaufgehen und Bruder Sarim suchen.« Er starrte Jackson herausfordernd an. »Du siehst, Bruder, du kannst getrost hierbleiben.«

Jackson schluckte die Herausforderung wortlos herunter, aber sein Gesicht verlor deutlich an Farbe. »Ich komme mit«, sagte er wütend.

»Bruder Frederik, Bruder Horst und ich auch.« Allisdale stand auf und starrte den Yankee mit einer Mischung aus Zorn und Triumph an. »Irgend jemand muß schließlich die Verantwortung übernehmen, oder?« fügte er hinzu.

Jackson schluckte auch diese neuerliche Provokation ohne Widerspruch. Er mußte wohl einsehen, daß der Moment schlecht gewählt war, seinen persönlichen Zwist mit Allisdale auszutragen. Aber seine Hand klatschte in einer Bewegung, die ganz und gar nicht so zufällig war, wie sie aussah, auf den langläufigen Colt, den er dort im Gürtel trug, wo seine Brüder ihre geweihten Schwerter trugen.

Es sah ziemlich albern aus, fand Allisdale. Außerdem verachtete er moderne Waffen; nicht nur bei Jackson. Ein Revolver machte für Allisdales Gefühl viel zuviel Lärm und war zudem keine geweihte Waffe. Er richtete zuviel Schaden an, ohne wirklich präzise zu töten. Und – und das war das Schlimmste – jeder Idiot konnte ihn abfeuern und damit Unsinn anstellen. Die wuchtigen Langschwerter, die er und seine Brüder zu ihrer Uniform zu tragen pflegten, waren viel präzisere Waffen. Jemand, der nicht damit umzugehen verstand, würde sich

höchstens selbst einen Fuß oder einen Finger abschneiden. Aber in geübter Hand war ihre Wirkung verheerend.

Doch er sprach nichts von alledem aus, sondern trat stumm auf die Tür zu und machte eine auffordernde Kopfbewegung. »Geh voraus, Bruder Jackson.«

Jackson starrte ihn noch einen Moment lang zornig an, dann fuhr er auf dem Absatz herum und riß die Tür auf. Carlsen schüttelte den Kopf, als er an ihm vorüberstürmte.

»Irgendwann wird er sich selbst in den Fuß schießen mit diesem Ding«, murrte er, wohlweislich aber so leise, daß Jackson die Worte nicht verstehen konnte. »Ich weiß nicht, was sich der Meister dabei dachte, als er ihm erlaubte, diese Waffe zu tragen. Unter Balestrano hätte es das nicht gegeben«, setzte er giftig hinzu, als Allisdale nicht reagierte. »Wir –«

»Still jetzt«, sagte Allisdale scharf. »Du hast recht, Bruder, aber jetzt ist nicht der Moment, darüber zu streiten. Später.«

Carlsen blickte ihn einen Moment betroffen an, schwieg aber befehlsgemäß. Nebeneinander traten sie auf den Gang hinaus, wo Jackson bereits mit leicht gespreizten Beinen und angeschlagenem Colt Aufstellung genommen hatte, als gelte es, den Angriff einer ganzen Indianerhorde abzuwehren. Allisdale blickte ihn kopfschüttelnd an, gebot ihm mit einer Geste, weiterzugehen, und zog ebenfalls seine Waffe. Er fühlte sich einfach sicherer mit dem Gewicht des Schwertes in der Hand.

Jackson erreichte die kleine Tür am Ende des Ganges, die Sarim de Laurec ihnen beschrieben hatte, und untersuchte das Schloß. Mit einem zufriedenen Grinsen fingerte er in seiner Tasche herum und kramte einen Dietrich heraus. Doch bevor er ihn ins Schloß stecken konnte, schlug Allisdale mit seiner gepanzerten Rechten zu. Die Tür sprang krachend auf und gab den Weg frei.

Allisdale übernahm die Führung. Mit gezogenem Schwert drang er in den Korridor ein. Carlsen und die anderen folgten ihm sofort. Jackson schlug leise fluchend die Tür zu und bedachte Allisdale mit einem wütenden Blick. Dann setzte auch er sich zögernd in Bewegung.

Wenigstens versuchte er es.

Wo vor dem Bruchteil einer Sekunde noch der Rücken von Bruder Frederik gewesen war, versperrte ihm plötzlich eine massive Wand

den Weg; eine Wand, die seinen Vormarsch sehr abrupt – und alles andere als sanft – aufhielt.

Für Sekunden tanzten Sterne vor seinen Augen. Jackson taumelte zurück, preßte die Linke gegen die Nase und spürte warmes, klebriges Blut zwischen den Fingern. Erst dann – mit gehöriger Verspätung – sickerte die Erkenntnis dessen, was überhaupt geschehen war, in sein Bewußtsein durch.

Was nun nicht etwa bedeutete, daß er es verstand.

»Das... das ist doch nicht möglich...«, murmelte er. »Das gibt es doch einfach nicht!«

Wie zur Antwort erscholl in diesem Moment ein Lachen in seinen Ohren; ein Laut, der so bösartig klang, daß Jackson abermals vor Schrecken zusammenfuhr. Eine eisige Hand schien sich um sein Herz zu legen und zuzudrücken.

»Ruhig«, murmelte er. »Nur ruhig, alter Junge. Jetzt nicht die Nerven verlieren.« Er lachte, sehr nervös und einzig aus dem Grund, sich selbst zu beruhigen, wechselte seinen Colt von der rechten in die linke Hand und tastete mit klopfendem Herzen die Wand vor sich ab. Sie bestand aus glattem Ziegelmauerwerk, das ohne Fugen zusammengefügt war. Jackson klopfte mit dem Kolben des Colts gegen die Mauer.

Diesmal erfolgte eine Reaktion – wenn sie auch gänzlich anderer Art war, als Jackson erwartet hatte.

»Ruhe, verdammt noch mal. Willst du das ganze Haus zusammentrommeln?« pfiff Allisdale ihn an. Seine Stimme war so klar, als stünde er direkt vor Jackson.

»Allisdale, Carlsen. Wo... wo seid ihr?« stammelte Jackson. »Könnt ihr mich sehen?«

Alles blieb still. Eine Stille, die fürchterlich war. Jackson hörte... nichts. Nicht einmal das Klopfen seines eigenen Herzens. Selbst das entsetzliche Lachen, das vor Augenblicken in seinen Ohren geklungen hatte, wäre ihm in diesem Moment wie eine Erlösung vorgekommen.

Aber alles blieb still. Nervös klopfte er noch einmal gegen die Wand. Das Geräusch war so leise, daß er es kaum hören konnte.

»Bist du übergeschnappt, Jackson? Hör endlich auf, mit deiner Kanone

auf die Wände einzuschlagen, und komm endlich her. Oder glaubst du, wir wollen hier unser Lager aufschlagen?« Allisdales Stimme klang jetzt gereizt.

Jackson drehte sich wie ein Kreisel um seine eigene Achse – und schrie entsetzt auf. Korridor und Tür waren ebenso spurlos verschwunden wie seine Gefährten. Dafür existierten plötzlich vier Wände, die ihn vollständig einschlossen. Sie waren so weit auseinander, daß er sie mit den Spitzen seiner ausgebreiteten Arme gerade noch erreichen konnte.

Seine Angst schlug in jähe Panik um. »Allisdale, Carlsen, Frederik, wo seid ihr? Hört ihr mich denn nicht?«, schrie er so laut er konnte.

»Allisdale, Carlsen, Frederik, wo seid ihr?« hallte das Echo höhnisch von den Mauer zurück. »Wo seid ihr? Wo seid ihr? Wo seid ihr? Woseidihrseidihrseidihr?!« Und dann dieses Lachen, dieses entsetzliche, gräßliche Lachen!

Jackson schlug die Hände gegen die Ohren und taumelte rücklings gegen die Mauer.

Sie gab wie noch nicht erstarrter Kautschuk nach. Gleichzeitig wuchsen Tentakel aus ihr heraus und schlangen sich um Jacksons Beine und seinen linken Arm.

Jackson versuchte sich loszureißen, doch je stärker er dagegen ankämpfte, um so fester schlossen sich die Tentakel um ihn. Nur seine rechte Hand blieb frei. Er schlug mit dem Coltgriff gegen die Fesseln, doch diese preßten sich so zusammen, daß er zu schreien begann. Dann schlang sich einer der dünnen, widerlich weichen Arme um seinen Hals.

»Hilfe!« kreischte er. »Helft mir doch, Brüder. Die Wand bringt mich um!« Doch um ihn war Schweigen. Nur dieses tiefe, grollende Lachen klang wieder auf; gleichzeitig faßten neue Tentakel nach ihm. Ein weiterer, dünner Strang schlang sich um seine Kehle und zog sich zu.

Blind vor Panik riß er den Colt hoch und zog den Stecher durch. Der peitschende, in der Enge des Ganges vielfach widerhallende Knall zerriß ihm fast das Trommelfell.

Und dann geschah etwas Entsetzliches:

Vor seinen Augen lösten sich die Wände auf, wurden zu grauem Rauch, zu Schemen, dann zu nichts. Von einer Sekunde auf die andere

waren sie verschwunden, so spurlos, als hätten sie niemals existiert. Ebenso wie die würgenden Tentakel, die ihn vor einem Augenblick noch gehalten hatten.

Dafür sah er seine Gefährten wenige Meter vor sich stehen. Carlsen griff sich mit einem erstickten Laut an die Brust, blickte einen Sekundenbruchteil aus hervorquellenden Augen auf das frische rote Blut, das plötzlich auf seinen Fingern war – und kippte wie ein gefällter Baum zur Seite.

Allisdale war mit einem Sprung bei ihm, fiel auf die Knie herab und beugte sich über den Reglosen. Als er wieder aufstand, war sein Gesicht aschgrau.

»Jackson, du Narr. Du hast Carlsen erschossen«, flüsterte er mit tonloser Stimme.

»Aber das... das ist... großer Gott!« Jackson taumelte einen Schritt auf Carlsen zu, blieb wieder stehen, starrte auf den Revolver in seiner Hand und dann auf den Toten. »Die Wände«, flüsterte er. »Wo... wo sind...« Seine Stimme versagte. Ein hohes, fast hysterisches Wimmern kam aus seiner Kehle.

»Das wollte ich nicht«, stammelte er. »Bitte, Allisdale, du mußt mir glauben. Da waren plötzlich die Wände und... und die Arme. Ich...« Er brach hilflos ab und stolperte einen weiteren Schritt auf Allisdale zu. Dieser fuhr wie von einer Tarantel gestochen herum und riß sein Schwert hoch. Die Klinge funkelte wie ein gefangener Blitz in seiner Hand.

»Du verdammter Mörder«, zischte er. »Du...«

»Allisdale – nein!« wimmerte Jackson. »Ich wollte es nicht. Ich –«

Aber Allisdale hörte nicht mehr zu.

Er hob sein Schwert und schlug zu.

* * *

Rowlf schnellte wie eine gespannte Stahlfeder in den Raum hinein, brüllend, mit weit ausgebreiteten Armen; ein Sprung, der ihn quer durch die kleine Kammer fliegen und zwei der drei Männer von den Füßen reißen ließ.

Den dritten begrub er unter sich.

Der Kampf dauerte alles in allem keine halbe Minute – aber Frankenstein konnte sich nicht erinnern, jemals ein solches Wüten gesehen zu haben wie das des rothaarigen Riesen.

Rowlf war so schnell wieder auf den Beinen, daß die drei Templer nicht einmal Gelegenheit fanden, überhaupt zu begreifen, was ihnen geschah. Mit einer blitzartigen Bewegung fuhr er hoch und herum, packte zwei der drei Burschen an den Kragen und schlug ihre Köpfe zusammen, daß Sie bewußtlos hintenüber kippten. Der dritte – größte – Tempelritter beging den Fehler, nach seiner Waffe greifen zu wollen. Rowlf packte sein Handgelenk, verdrehte ihm den Arm und versetzte ihm einen Kinnhaken, der ihn gegen die Wand taumeln und zusammensinken ließ. Einen Moment lang blieb er noch stehen, geduckt, leicht nach vorne gebeugt und mit kampflustig geballten Fäusten, ehe er sich entspannte und zu Frankenstein umdrehte.

»Na, Doktorchen?« griente er. »War das nu so schlimm?« Nicht einmal sein Atem ging schneller.

Frankenstein klappte verwirrt den Mund wieder zu, trat steifbeinig über einen der bewußtlos daliegenden Templer hinweg und sah sich um. Die Kammer war leer bis auf einen kleinen Tisch und fünf lehnenlose Hocker, von denen zwei während des Kampfes umgestürzt waren. In der jenseitigen Wand gab es eine weitere, mit wuchtigen eisernen Riemen beschlagene Tür.

»Wir... sollten sie binden«, schlug Frankenstein schüchtern vor, als Rowlf die Hand nach der Tür ausstreckte und daran rüttelte. Sie war verschlossen.

Rowlf schüttelte den Kopf. »Wozu?« fragte er. »Die nächsten drei oder vier Stunden stehen die Heinis bestimmt nicht mehr auf. Un’ wenn, wernse nen schönen Brummschädel ham.« Er betrachtete mißmutig das schwere, rostige Vorhängeschloß, mit dem die Tür verriegelt war, nuschelte sich etwas in den Bart – und brach es mit einer fast gelangweilten Bewegung auseinander. Frankensteins Unterkiefer klappte mehrmals herab.

Die Tür führte auf eine neuerliche, wiederum ein gutes Stück in die Tiefe führende Treppe hinab. Wie weit, dachte Frankenstein verstört, mochten sich die Eingeweide von Andara-House noch in den Leib der Erde hinab erstrecken? Sie waren schon in einem Keller unter dem Keller, und nun ging es noch einmal weiter herab...

Aber Rowlf gab ihm auch jetzt keine Gelegenheit, irgendwelche Zweifel oder Einwände zu äußern, sondern packte ihn kurzerhand am Arm und zerrte ihn mit sich. Eine weitere verschlossene Tür – die Rowlf auf die gleiche unkomplizierte Art öffnete wie die obere – erwartete sie am Ende der Treppe, und dahinter…

Dahinter lag ein Wirklichkeit gewordener Alptraum.

Frankenstein unterdrückte mit letzter Kraft einen Schrei, als er hinter Rowlf in den gewölbten Kellerraum trat und sah, was sie erwartete.

Längs der beiden Seitenwände hingen, an massiven daumendicken Fleischerhaken, fast ein Dutzend menschlicher Körper. Der Anblick war so entsetzlich, daß Frankensteins Atem für einen Moment stockte.

Dann sah er, was es wirklich war.

Die vermeintlichen Toten hatten niemals gelebt.

Es waren keine Menschen, sondern lebensgroße, ihren Vorbildern perfekt nachgebildete Maschinen…

»Großer Gott«, stammelte Frankenstein. »Was… was ist das?«

»Dem Lausdreck sein Gruselkabinett«, antwortete Rowlf zornig. »Sin' alle da – seh'nse?« Er deutete der Reihe nach mit der Hand auf die schlaff dahängenden, nackten Gestalten. »Gray, Cohen, Lord Darender… die ganze Saubande.«

Frankenstein erkannte voller Schrecken, daß Rowlf recht hatte. Mehr als eines der jetzt erschlafften Gesichter erkannte er – und zwei davon hatte er ja erst im Laufe der vergangenen Nacht gesehen, unter höchst unerfreulichen Umständen.

Von einer Mischung aus Grauen und morbider Faszination erfüllt, näherte er sich der Cohen-Puppe und sah ihr ins Gesicht. Die Haut, die den metallenen Schädel bedeckte, war gerissen; blitzendes Eisen und dünne, zum Teil zerrissene kupfernde Drähtchen und Leitungen waren darunter sichtbar. Frankensteins Hände begannen zu zittern.

»Wir müssen… sie zerstören«, murmelte er. »Das ist… das ist Gotteslästerung, Rowlf.«

»Das is' vor allem 'ne Riesensauerei«, stimmte Rowlf zu. »Aba jetz' suchen wer ersmal H.P. un' die andern. Danach könn'se die Blechheinis meinetwegen eigenhändig zu Klump hau'n, Doktorchen.«

Er grinste, drehte sich herum und streckte die Hand nach der Türklinke aus.

Aber er führte die Bewegung nicht zu Ende. Denn in diesem Moment schrie Viktor Frankenstein gellend auf.

Er hatte auch allen Grund dazu. Die Hand der Cohen-Puppe, neben deren schlaff aufgehängtem Körper er stand, hatte sich blitzartig um seinen Arm gekrallt und zugedrückt.

* * *

Sarim de Laurec erstarrte mitten in der Bewegung. Das Bild, das er gerade noch so gebannt angestarrt hatte, verschwamm vor seinen Augen, wurde unwichtig, ebenso wie alles andere.

Seine Geschöpfe waren in Gefahr!

Er wußte nicht, woher dieses Wissen kam, aber es war da, urplötzlich und mit unerschütterlicher Gewißheit. Für einen kurzen, sehr klaren Moment glaubte er zwei Gestalten zu sehen, die eine hünenhaft und breitschultrig, die andere klein, beinahe zierlich, und beide von einer spürbaren Aura des Feindlichen umgeben.

Sie hatten das Versteck gefunden!

Sarim fluchte ungehemmt, fuhr auf der Stelle herum und ließ sich wieder auf die Couch sinken, auf der er die Nacht verbracht hatte. Zitternd vor Aufregung schloß er die Augen, faltete die Hände auf der Brust und versuchte, sich mit Gewalt zur Ruhe zu zwingen. Er brauchte all seine Konzentration, um seine Geschöpfe über die große Entfernung hinweg zum Leben zu erwecken.

Ohne die neue Macht in seinem Schädel wäre ihm dies sicherlich nicht gelungen. Aber wie schon so oft zuvor meldete sich auch jetzt das finstere Tier in seinem Bewußtsein, stellte ihm seine Kraft und Energie zur Verfügung, und Sarim de Laurecs geistige Fühler griffen hinaus ans andere Ende der Stadt und berührten das geheimnisvolle Etwas in den Metallschädeln seiner Geschöpfe, das aus seelenlosem Eisen und Kupfer lebende, denkende Kreaturen werden ließ.

Dann...

Sarim de Laurec spürte es, ehe es wirklich geschah.

Irgend etwas, das sich seinem Begreifen entzog, griff nach seinem Gehirn und tat irgend etwas mit jenem geheimnisvollen Teil, der für seine übersinnlichen Kräfte verantwortlich war. Aus den Strömen pulsierender, lebenerschaffender Energie wurde...

Sarim schrie auf und versuchte die Verbindung zu unterbrechen.

Aber es war zu spät.

* * *

Frankenstein warf sich zurück, verlor auf dem schlüpfrigen Boden den Halt und stürzte. Aber er fiel nicht, denn die stählerne Hand der Cohen-Puppe hielt ihn noch immer fest und preßte seinen Arm mit erbarmungsloser Gewalt zusammen. In den Augen des Maschinenmenschen war ein düsteres, unheimliches Lohen erschienen. Sein gespaltenes Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse der Wut.

Und er war nicht der einzige, der zum Leben erwachte!

Eine nach der anderen begannen sich sämtliche Puppen zu regen. Hände hoben sich, noch zitternd und ungelenk, Beine begannen zu strampeln, in gläsernen Augen glomm ein satanisches Feuer auf. Eine der Kreaturen griff nach oben, klammerte sich mit beiden Händen an den Haken, an dem sie baumelte, und hängte sich selbst ab.

»Halt aus, Viktor!« brüllte Rowlf. »Ich komme!«

Aber er erreichte Frankenstein nicht. Der nachgemachte Lord Darender, an dem er vorüberstürmte, griff blitzschnell mit beiden Händen zu, packte Rowlfs Kopf und hielt ihn fest. Rowlf stieß einen sonderbar keuchenden Laut aus, verlor die Balance und wäre fast gestürzt. Mit aller Kraft begann er sich zu wehren und auf den Maschinenmenschen einzuschlagen, aber ebensogut hätte er versuchen können, Big Ben mit bloßen Händen einzureißen.

Was folgte, war der reine Irrsinn.

Die beiden Maschinen, die Rowlf und Frankenstein hielten, regten sich nicht – aber die anderen begannen der Reihe nach von ihren Haken herunter zu steigen und sich den beiden hilflosen Männern zu nähern. Eiserne Hände streckten sich nach Frankenstein aus; kalte, mit dünnem Kautschuk überzogene stählerne Finger tasteten nach seinem

Gesicht, glitten über seinen Körper…

Und dann ertönte ein heller, peitschender Knall. Ein grellweißer Blitz blendete Frankenstein. Die Luft stank plötzlich nach verschmortem Gummi und heiß gewordenem Metall, und mit einem Male war der entsetzliche Druck auf seinem Arm verschwunden. Frankenstein taumelte, fiel hilflos zu Boden und sah, wie Rowlf ebenfalls zur Seite wankte und stürzte, als die Hände, die ihn gehalten hatten, mit einem Male erschlafften.

Wie durch einen Schleier hindurch sah Frankenstein eine der entsetzlichen Maschinenkreaturen auf sich zutaumeln, die Hände gierig nach ihm ausgestreckt, ein mörderisches Glühen in den Augen.

Aber ihre Bewegungen waren seltsam ungelenk, beinahe ziellos. Und plötzlich nahm das Glühen in ihren Augen zu, wurde zu einem grellweißen Feuer, das lodernd aus ihren geschwärzten Augenhöhlen hervorbrach, grellglühende Finger aus Glut über den Schädel schickte, Metall und Gummi und falsches Haar in Brand setzte und sich weiterfraß, bis Kopf und Oberkörper des schrecklichen Geschöpfes zu einem flammenspeienden Vulkan zu werden schienen.

Und nicht nur diese eine Puppe brannte!

Die Vernichtung raste wie eine unsichtbare Sense durch den Raum. Eine nach der anderen begannen Sarim de Laurecs Puppen zu wanken. Grelles Feuer brach aus ihren metallenen Schädeln, erfüllte den Raum mit gleißendem Licht und schier unerträglicher Hitze. Frankenstein stöhnte, wälzte sich instinktiv auf den Bauch und verbarg das Gesicht in der Armbeuge, während die Maschinenmenschen in einer rasenden Orgie aus Glut und Hitze und Licht und peitschenden Explosionen vergingen.

Und dann war es vorbei. Das Krachen und Zischen verstummte, und als Frankenstein nach einigen weiteren Sekunden vorsichtig den Kopf hob, erblickte er nur noch ein Dutzend ausgeglühter, sonderbar verrenkt daliegender Gestalten, die nurmehr entfernt an menschliche Körper erinnerten. Die Hitze war noch immer unerträglich. Sein Gesicht brannte, als hätte eine glühende Hand seine Haut berührt.

Aber die Gefahr schien vorüber.

Eine Hand berührte ihn. Er schrak zusammen, fuhr hoch und blickte in Rowlfs hektisch gerötetes Gesicht.

»Alles klar?« fragte der rothaarige Riese.

Frankenstein lächelte schief. »Sicher doch«, sagte er. »Was soll schon sein? Abgesehen von der Tatsache, daß ich wahrscheinlich in der geschlossenen Abteilung eines Irrenhauses sitze und mir das alles hier nur zusammenphantasiere, fehlt mir gar nichts.«

Rowlf grinste, lupfte ihn mit einer reichlich unsanften Bewegung in die Höhe und stieß eine in dunklem Rot glühende, skelettierte Metallhand mit dem Fuß zur Seite. »Sehnse, Doktorchen«, sagte er. »Ihre Konkurrenz hat auch mit gewissen Schwierigkeiten zu kämpfen. Geht eben nix über die gute alte Methode, Menschen herzustellen, wa?«

Frankenstein fand Rowlfs Humor reichlich unpassend, zog es aber vor, zu schweigen. Mühsam richtete er sich ganz auf, fuhr sich mit der Hand über die tränenden Augen und sah Rowlf fragend an. »Und jetzt?«

Die Antwort auf diese Frage wurde Rowlf abgenommen, denn in diesem Augenblick flog die Tür auf, und ein wuchtiger, dunkler Schatten fiel in den Raum. Rowlf zuckte zusammen und hob ganz automatisch die Fäuste.

Wenigstens zur Hälfte. Dann öffnete er den Mund und starrte den kahlköpfigen Riesen in der Uniform der Tempelherren an, der unter der Tür erschienen war.

Frankenstein konnte Rowlfs Verblüffung nur zu gut verstehen. Vermutlich war es das erste Mal, daß sich Rowlf einem Mann gegenübersah, der noch größer war als er. Und ein gutes Stück massiger.

»Was geht hier vor?« fauchte der Templer. »Wer seid ihr?«

Mit einem Satz war der Mann bei Rowlf, packte ihn bei der Brust und drängte ihn gegen die Wand. Rowlf riß instinktiv die Arme hoch, doch der rechte Haken des Templers fegte seine Deckung beiseite und knallte sehr präzise gegen seine Kinnspitze.

Rowlfs Augen wurden glasig. Dem nächsten Hieb entging er nur, weil ihm die Knie weich wurden und er ein Stück in sich zusammensank. Die kinderkopfgroße Faust des Templers krachte unsanft gegen die Wand. Er schien es nicht einmal zu bemerken.

Als Rowlf wieder halbwegs klar denken konnte, lag er am Boden und sah den Tempelritter wie einen Baum über sich hochragen.

»Das war nich’ fair«, knurrte Rowlf, stemmte sich halb hoch und spuckte den ausgeschlagenen Backenzahn aus.

»Zum Teufel, ich habe gefragt, wer ihr seid?!« brüllte der Templer, versetzte Rowlf eine schallende Ohrfeige und holte gleichzeitig mit dem Fuß aus, um ihn zu treten.

Rowlf rollte sich blitzschnell zur Seite. Es war sein Glück. So bekam er nur einen Wischer über dem linken Ohr ab. Trotzdem reichte es, um ihn Sterne sehen zu lassen. Der Templer nützte seinen Vorteil eiskalt aus und deckte Rowlf mit einer Serie von Haken ein, die diesen abermals bunte Sterne sehen ließen.

Verzweifelt versuchte Rowlf, dem anderen Paroli zu bieten. Doch der Templer war um mindestens fünfzig Pfund schwerer als er – und dabei war kein Gramm Fett. Außerdem kaute Rowlf immer noch am ersten Haken herum. Trotzdem landete er einige Treffer auf dem breitflächigen Gesicht des anderen, die für den Templer wohl nicht mehr als Mückenstiche waren, die ihn höchstens nur noch wütender machten. Rowlfs Bewegungen wurden immer unkontrollierter und fahriger.

»Äh, Verzeihung, Sir«, sagte Frankenstein. »Wenn ich vielleicht auch –«

Der Templer erstarrte, fuhr mit einer schnellen Bewegung herum und grabschte mit seinen gewaltigen Pranken nach Frankenstein. »Was willst du, Zwerg?!« brüllte er.

Seine Bewegung war vielleicht etwas zu schnell. Frankenstein versuchte nicht etwa, ihr auszuweichen, sondern trat dem Giganten im Gegenteil einen Schritt entgegen, duckte sich fast beiläufig unter seinen zupackenden Händen hindurch – und traf ihn mit dem Zeigefinger recht unsanft ins linke Auge.

Der Templer brüllte vor Schmerz und Wut, sprang zurück und schlug die Hand vor das schmerzende Auge.

Und so kurz diese Ablenkung war – sie reichte Rowlf.

Mit einem zornigen Knurren stieß er sich von der Wand ab, setzte seine zur Faust geballte Hand auf das andere Auge des Templers – und schickte noch eine Serie kurzer, harter Hiebe hinterher, die den Bullen aus dem Gleichgewicht brachten. Stöhnend taumelte er gegen die Wand, versuchte vergeblich, seinen Gegner auszumachen und ging gleich darauf vollends zu Boden.

Aber so hart der Schlag gewesen sein mochte, seine Kraft war noch nicht gebrochen. Plötzlich sprang der Riese wieder hoch, aber diesmal griff er weder Rowlf noch Frankenstein an, sondern stürmte mit gesenktem Schädel durch die nach oben führende Tür. Seine Schritte verklangen polternd auf der Treppe.

Frankenstein blickte ihm kopfschüttelnd nach. »Es ist immer dasselbe mit diesen großen, starken Männern«, sagte er. »Jede Menge Muskeln, aber nichts im Kopf.«

Rowlf warf ihm einen giftigen Blick zu, ging aber nicht weiter auf seine Bemerkung ein, sondern arbeitete sich fluchend in die Höhe und wischte sich das Blut aus dem Gesicht. »Den Kerl kauf ich mir«, grollte er. »Sie bleim hier, Doktorchen. Schaunse nach, wo H.P. un' die andern sin'. Ich komm' zurück, sobald ich dem Ochsen das Gebiß gradegerückt hab'.« Damit fuhr er herum und stürmte hinter dem flüchtenden Tempelritter her.

»Rowlf!« kreischte Frankenstein. »Nein! Ich flehe Sie an, bleiben Sie hier! Sie... Sie können mich doch hier nicht allein lassen!«

Aber Rowlf konnte.

* * *

»Bist du wirklich sicher, daß dies der richtige Weg ist, Bruder Allisdale?« Frederik blieb stehen und starrte mißmutig die Treppe hinauf, deren Stufen sich weit über ihnen im Nichts zu verlieren schienen. Seine Stimme klang sonderbar hohl, als befänden sie sich in Wahrheit in einer gewaltigen Höhle, nicht in einem engen, muffig riechenden Treppenschacht.

Allisdale antwortete nicht gleich. Es fiel ihm schwer, sich auf Bruder Frederiks Frage zu konzentrieren. Der Schock über Carlsens Tod saß ihm noch in den Knochen. Es war so... so sinnlos gewesen.

Und er verstand es nicht. Bruder Jackson war alles andere als sein oder Carlsens Freund gewesen. Aber dieser kaltblütige Mord...

»Bruder de Laurec hat mir seine Pläne bezüglich dieses Hauses nicht gänzlich enthüllt«, sagte er schließlich ausweichend. »Doch ich weiß genau, daß er das Dachgeschoß aufsuchen wollte, um von dort aus seine Aktionen durchzuführen. Außerdem fühle ich, daß dieser Weg zu ihm führt«, fügte Allisdale ungehalten hinzu. »Geht weiter.«

Frederik starrte ihn an, auf diese ganz bestimmte Weise, die Allisdale sagte, daß er mit seinen Worten alles andere als einverstanden war. Er rührte sich nicht.

»Ich habe dir einen Befehl gegeben«, sagte Allisdale scharf.

»Ich weiß«, antwortete Frederik. Seine Lippen verzogen sich zu einem dünnen, nervösen Lächeln. Seine Hand spielte am Griff des Schwertes. »Wir sollten hier verschwinden«, sagte er unvermittelt. »Dieses... dieses Haus macht mir Angst, Bruder Allisdale. Etwas Schreckliches wird geschehen, wenn wir weitergehen. Ich fühle es.« Seine Stimme klang beinahe flehend, und für einen kurzen Moment spürte auch Allisdale die unsichtbare Bedrohung, die von den grauen Wänden und dieser auf so sonderbare Weise ins Nichts führenden Treppe auszugehen schien.

Dann straffte er sich mit einem sichtlichen Ruck, fuhr herum und lief, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinauf. Er würde diesen Feiglingen zeigen, daß Sarim de Laurec ihn nicht von ungefähr zum Anführer der Gruppe ernannt hatte.

Aber keiner der beiden anderen folgte ihm.

Und mit einem Male war er allein.

Plötzlich war nur noch die Treppe da, der enge Schacht, der sich erstickend um ihn schloß, die muffig riechende Luft, die Stufen, die im Nichts endeten, und das immer stärker werdende Gefühl von Bedrohung.

Abrupt blieb er stehen, fuhr herum, starrte nach unten, dann wieder nach oben und versuchte vergeblich, der Angst Herr zu werden, die mit grauen Spinnenfingern nach seinem Verstand zu greifen begann.

Wo waren die anderen? Er war durch keine Tür gegangen, um keine Biegung – aber sie waren fort. In diesem Treppenschacht war niemand mehr außer ihm. Und die Stufen erstreckten sich weiter nach oben, als er sehen konnte.

»Heda!« rief er. »Frederik, de Granville – wo seid ihr? Antwortet doch!« schrie Allisdale.

Aber die einzige Antwort, die er bekam, war das Echo seiner eigenen Stimme, verzerrt und tausendfach gebrochen, so daß es eher wie höhnisches Gelächter in seinen Ohren klang.

Wie...? dachte er schaudernd.

Nein, nicht wie. Es war ein Lachen, ein tiefes, grollendes Lachen, das höhnisch auf seine Rufe antwortete. Allisdales Rechte umklammerte den Schwertgriff in seinem Gürtel. Mit aller Macht kämpfte er die aufsteigende Panik zurück und begann die steinernen Wände des Treppenganges zu untersuchen. Er konnte nirgendwo Anzeichen einer Geheimtür entdecken.

Um einiges unruhiger geworden, überprüfte er nacheinander die Stufen der Treppe, und als er auch da nichts fand, was auf einen verborgenen Gang hinwies, sah er zur Decke hoch.

Es war keine Decke mehr.

Der Gang schien auf den Kopf gestellt zu sein. Als wäre die Schwerkraft aufgehoben, erstreckten sich nun auch dort oben schmale, ausgetretene Holzstufen, wie in einem bizarren Spiegelbild, und auf ihnen... Frederik und de Granville.

Oder das, was sie einmal gewesen waren.

Sie waren versteinert.

Erstarrt in dem Stein, der sich um sie geschlossen hatte. Nur einzelne Gliedmaßen, nun selbst zu Stein geworden, ragten noch aus der Decke heraus. Auf de Granvilles Gesicht war ein Ausdruck des Entsetzens erstarrt, das Bruder Frederiks war gnädig abgewandt, zum Teil mit der Wand verwachsen, gegen das es gepreßt war. Seine Hand streckte sich noch im Tod Allisdale entgegen.

Allisdale schrie vor Schreck auf und trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Sofort verlor der den Halt, prallte hilflos gegen die Wand und stürzte rücklings die Treppe hinab. Er überschlug sich mehrmals, schlug hart mit dem Hinterkopf gegen eine Stufe und verlor für Sekundenbruchteile das Bewußtsein, gewann die Besinnung jedoch zurück, noch ehe sein rasender Sturz zu Ende war. Doch dann reagierte sein kampfgestählter Körper fast von selbst.

Allisdale lenkte seinen Fall so, daß er mit dem Rücken gegen die Wand prallte. Der Stoß preßte im die Luft aus den Lungen; bunte Kreise tanzten vor seinen Augen. Der wahnsinnige Treppenschacht kippte vor ihm zur Seite, schien sich für einen entsetzlichen Moment zu drehen und zu biegen wie ein zu gräßlichem Leben erwachter Schlauch. Wieder hörte er dieses böse Lachen, ein Laut, der ihm schier das Blut in den Adern gerinnen ließ. Er hatte nur noch Angst.

Irgendwie gelang es ihm, den Sturz mit den Armen abzufangen und sich an einer Stufe festzuhalten. Stöhnend wälzte er sich auf den Rücken und setzte sich auf. Sein Blick streifte die Decke. Seine toten Gefährten waren wieder genau über ihm.

Frederiks Gesicht war ihm jetzt direkt zugewandt.

Und der Ausdruck des Entsetzens darin hatte sich in ein boshaftes, durch und durch zynisches Lächeln gewandelt.

Er…

Er lebte noch!!!

Allisdale brüllte auf, sprang hoch und begann die Treppe hinaufzurennen, wie von Furien gehetzt und blind vor Entsetzen.

* * *

Der Rest war schon beinahe zu leicht. Frankenstein hatte noch wenige Augenblicke verstört dagestanden und die Tür angestarrt, durch die Rowlf verschwunden war, aber schließlich war das Entsetzen, mit dem ihn dieser mit ausgeglühten metallenen Teilen übersäte Raum erfüllt hatte, stärker gewesen als seine Furcht; er hatte ein armlanges Eisenstück aufgenommen und sich der Tür genähert, durch die der Riese aufgetaucht war.

Dahinter erstreckte sich ein kurzer, von einer brennenden Fackel erhellter Gang, in dessen Stirnwand eine Tür aus niedrigen Eisenbohlen eingelassen war, zu Frankensteins Erleichterung jedoch nur mit einem wuchtigen Riegel verschlossen.

Er hatte eine sehr bestimmte Ahnung von dem, was er hinter dieser Tür finden würde. Trotzdem begann sein Herz vor Aufregung zu jagen, als er seine improvisierte Keule von der rechten in die linke Hand wechselte und den Riegel zurückzog.

Im ersten Moment sah er nichts außer Schwärze. Unsicher trat er zurück, löste die Fackel aus ihrer Halterung und trat geduckt durch die niedrige Tür.

Der flackernde rote Lichtschein des brennenden Holzes ließ die zusammengekauerten Gestalten von fast einem Dutzend Menschen aus der Dunkelheit treten. Die meisten von ihnen schienen zu schlafen

oder starrten mit leerem Blick vor sich hin, aber einer von ihnen hob den Kopf, als Frankenstein eintrat.

»Howard!« rief er. »Gottlob, du lebst!«

Howard starrte ihn an, öffnete den Mund, um etwas zu sagen, brachte aber keinen Laut hervor. Als er die Hände zu heben versuchte, sah Frankenstein, daß sie mit einer Kette zusammengehalten und zusätzlich mit einem eisernen Ring im Boden verbunden waren. Rasch kniete er neben Howard nieder, zerrte einen Moment ebenso sinnlos wie vergeblich an den rostigen eisernen Gliedern und kam endlich auf die Idee, seinen Eisenstab als Hebel zu benutzen, um Howard zu befreien.

»Viktor«, murmelte Howard. »Wie... wie kommst du hierher?«

»Das ist eine lange Geschichte«, antwortete Frankenstein ausweichend. »Bedank dich bei deinem Freund Rowlf. Ohne ihn hätte ich euch niemals gefunden.« Er hatte das erste Glied der Kette aufgebogen, ließ keuchend die Arme sinken und sah zu, wie Howard sich selbst befreite. »Alles in Ordnung?«

»Ich... denke schon«, antwortete Howard ausweichend. »Was ist mit –«

»Immer der Reihe nach«, unterbrach ihn Frankenstein. »Hilf mir, die anderen zu befreien.«

Howard gehorchte. Mit Frankensteins improvisiertem Hebel gelang es ihnen innerhalb kurzer Zeit, das knappe Dutzend Gefangener zu befreien, und Frankenstein war nicht besonders überrascht, nicht nur Dr. Gray und Lordoberrichter Lord Darender, sondern auch alle anderen Gesichter wiederzuerkennen, die er draußen – aus Stahl und Gummi nachgeahmt – vorgefunden hatte. Einige der Männer befanden sich in einem bemitleidenswertem Zustand. Wie Howard ihm erklärte, waren sie zum Teil seit Tagen hier unten gefangen.

Wenn er erwartet hatte, sofort mit Fragen bestürmt zu werden, so sah er sich getäuscht. Die meisten Männer schienen schlichtweg froh zu sein, endlich aus ihrem lichtlosen Gefängnis herauszukommen und fragten nicht viel nach dem Wieso und Woher ihres so unerwartet aufgetauchten Retters. Zudem befanden sich zumindest drei von ihnen in einem körperlichen Zustand, der – vorsichtig ausgedrückt – als kritisch zu bezeichnen war.

Erst, als die drei Männer halbwegs versorgt waren, nahm Howard Frankenstein beiseite und begann ihn auszufragen.

»Das Beste wird sein, ich zeige es euch«, sagte Frankenstein. Er wandte sich zu Darender um. »Fühlen Sie sich kräftig genug, mitzukommen, Sir?«

Darender stemmte sich schnaubend hoch und schloß sich ihm und Howard an, ebenso wie Cohen, der bisher kein Wort gesprochen hatte, sondern Frankenstein nur so finster anstarrte, als wäre er der Alleinschuldige an ihrer ganzen Misere.

Der Zorn auf seinen Zügen schlug in jähe Betroffenheit um, als sie den Gang durchquerten und in die Maschinenkammer gelangten. Auch Lord Darenders Augen wurden rund vor Unglauben und Entsetzen – vor allem, als er niederkniete und in einem der halb zerschmolzenen Kunstgesichter sein eigens Konterfei erblickte.

»Großer Gott«, flüsterte er. »Was ist das?«

»Wie Rowlf es ausdrückte – de Lausdrecks Gruselkabinett«, antwortete Frankenstein.

»Wessen?« fragte Howard.

»Sarim de Lausdreck«, antwortete Frankenstein. »Er sagte, du würdest ihn kennen.«

Howards Mundwinkel zuckten, aber er nickte bloß, ließ sich auf ein Knie sinken und drehte eine der bizarr zusammengeschmolzenen Metallskulpturen auf den Rücken. »Was ist hier geschehen?« fragte er. »Wart ihr das?«

Frankenstein lachte humorlos. »Nicht unbedingt«, sagte er. »Ich muß gestehen, daß ich keine Ahnung habe, was überhaupt passiert ist. Rowlf und ich sind in den Keller gegangen –

»In welchen Keller?« unterbrach ihn, Cohen. »Woher wußten Sie überhaupt, daß wir hier sind?«

»Wir wußten es nicht«, antwortete Frankenstein, etwas schärfer, als er eigentlich beabsichtigt hatte. »Nachdem wir von Ihrem und Dr. Grays Doppelgänger um ein Haar ermordet worden wären, sind wir zu Mr. Cravens Haus zurückgekehrt. Wir fanden es von Tempelrittern besetzt. Rowlf und ich folgten ihrer Spur und gelangten hierher. Das war alles. Sie sehen«, fügt er spitz hinzu, »es ist kein Verrat und keine Heimtücke im Spiel, mein lieber Inspektor.«

»Cravens Haus?« wiederholte Cohen ungläubig. »Das hier ist der Keller

von Andara-House?«

»Genau«, bestätigte Frankenstein.

»Das ist der Gipfel der Unverschämtheit«, grollte Cohen. »Erzählen Sie weiter.«

»Es gibt nicht mehr viel zu erzählen«, sagte Frankenstein. »Wie gesagt, wir kamen hierher und entdeckten diese Puppen. Kaum hatten wir den Raum betreten, griffen sie uns an. Was dann geschehen ist, weiß ich einfach nicht. Auf jeden Fall ist eine nach der anderen regelrecht explodiert. Zu unserem Glück. Eine Minute später…«

»Und Rowlf?« fragte Howard besorgt.

Frankenstein deutete mit einer Kopfbewegung nach oben. »Er verfolgte einen ihrer speziellen Freunde, Howard. Ich denke, er wird ihn erwischt haben. Wäre es anders, wären wir bisher wohl kaum unbehelligt geblieben.«

»Aber wieso –«, begann Cohen, wurde aber sofort wieder von Howard unterbrochen:

»Später, Inspektor. Jetzt lassen Sie uns erst einmal die Verletzten hier herausbringen. Um Sarim de Laurec und seine Anhänger kümmern wir uns danach.« Er lächelte matt. »Sarims größte Waffe ist die Heimtücke. Und jetzt, wo wir alle wissen, was gespielt wird, werden wir auch mit ihm fertig.« Er wandte sich an Frankenstein. »Wie viele Templer sind im Haus?«

»Woher soll ich das wissen?« fragte Frankenstein. »Ich sah zwei in die Bibliothek hinaufgehen. Drei, die wir überwältigen konnten. Dazu den einen, den Rowlf verfolgte… Aber es können genausogut zwei Dutzend sein. Ich würde vorschlagen, wir machen einen kleinen Umweg über Scotland Yard und lassen uns eine Hundertschaft Polizeibeamter mitgeben.

»Warum nicht gleich die Royal Navy?« fragte Cohen spitz. Er zog eine Grimasse. »Nur keine Sorge. Mit diesen Blechidioten werden wir auch so fertig.« Er ballte kampflustig die Fäuste. »Gehen wir.«

Sie verließen den Keller. Cohen, Frankenstein und Howard stützten die drei Verwundeten, die kaum mehr die Kraft hatten, auf eigenen Füßen zu stehen, während Lord Darender und Gray, der trotz seines Alters eine erstaunliche Zähigkeit an den Tag legte, vorauseilten. Sie durchquerten den zweiten Raum, in dem die drei Templer lagen, die

Rolf ausgeschaltet hatte, nahmen die Treppe in Angriff und standen wenige Augenblicke später vor der Tür, die in den oberen Keller von Andara-House hinaufführte.

Genauer gesagt, hinaufgeführt hatte.

Frankenstein prallte überrascht zurück, als Lord Darender die Tür aufstieß und statt des erwarteten Gerümpelkellers das samtene Blau des Nachthimmels über ihnen lag.

»Andara-House?« murmelte Cohen mißtrauisch.

Frankenstein sagte vorsichtshalber gar nichts. Mit einem Satz war er bei der Tür, drängte Gray unsanft beiseite und erstarrte mitten im Schritt.

Die Wand, in der die Tür eingelassen war, gehörte zu einem baufälligen Lagerschuppen, der in einer schier endlosen Reihe gleichförmiger Gebäude stand. Vor ihnen, nur einen Steinwurf entfernt, schimmerte das Wasser der Themse. Ein finsterer Schatten glitt in einiger Entfernung vorüber.

Es war völlig unmöglich, dachte Frankenstein entsetzt – aber sie befanden sich nicht in Robert Cravens Haus, sondern in unmittelbarer Nähe des Hafens. Am anderen Ende der Stadt.

* * *

Allisdale rannte wie von Furien gehetzt die Treppe hinauf. Es war ihm egal, wohin sie führte. Er wollte nur endlich aus dem Treppengang heraus. Immer wieder sah er im Laufen nach oben, aber die versteinerten Körper seiner Gefährten blieben immer auf gleicher Höhe mit ihm, als bewegte er sich in Wahrheit gar nicht von der Stelle oder als folgten sie ihm. Das Lächeln auf Bruder Frederiks Zügen war zu einer höhnischen Teufelsfratze geworden. Sein Mund formte Worte, nein – Laute, wie sie keine menschliche Kehle jemals hervorbringen konnte, während sich seine steingewordenen Hände langsam aus der Wand lösten, dünne, klebrig glitzernde Fäden hinter sich herziehend, und seine Hand sich Allisdales Gesicht entgegenstreckte.

Allisdale kreischte vor Angst, kam aus dem Tritt und stolperte über eine Stufe. Er fiel, prallte gegen die Wand und zerrte in einer reflexhaften Bewegung das Schwert aus dem Gürtel. Fast, als gehorche sie einem eigenen, schrecklichen Willen, bewegte sich die Klinge nach

oben, beschrieb einen perfekten Halbkreis und prallte gegen die gierig ausgestreckte Steinklaue, die nach seinem Gesicht greifen wollte.

Der Laut von Stahl, der auf Stein trifft, blieb aus. Blut tropfte herab. Und Allisdale begann zu begreifen, daß er einer gräßlichen Täuschung erlegen war. Aber seine Arme bewegten sich weiter, wie von eigenem, mörderischem Willen beseelt, packten das Schwert fester und ließen die Klinge wirbeln.

Dann war es vorbei.

Die Treppe war wieder eine Treppe, der entsetzliche Schacht nichts als ein von Staub verhangenes Treppenhaus, und Allisdale sah sich den Körpern seiner beiden Kameraden gegenüber, de Granville tot, Bruder Frederik dem Tode nah.

Allisdales Magen schien sich zu einem festen, harten Klumpen zusammenzuziehen, als er endgültig begriff, was er getan hatte. Was geschehen war.

Bruder Frederik starrte ihn an. Seine Augen waren groß und dunkel vor Schmerz, und eine Düsternis war darin, die mit jedem Herzschlag zunahm. »Du... du hast uns... du hast uns umgebracht, Bruder«, flüsterte er.

Allisdale ließ das Schwert sinken, fiel vor Frederik auf die Knie und streckte die Hände aus, als wolle er ihn berühren. »Gott«, stammelte er. »Was... was habe ich getan. Das... das wollte ich nicht.« Plötzlich kam ihm zu Bewußtsein, daß dies fast genau die gleichen Worte waren, die Jackson benutzt hatte. Und er begann zu ahnen, was dem Amerikaner widerfahren war...

»Es tut mir leid, Brüder«, murmelte er. »Das wollte ich nicht. Vergebt mir.«

Aber er bekam keine Antwort mehr. Die beiden Templer waren tot. Und nach einer Weile stand er auf, drehte sich herum und begann, mit schleppenden Schritten die Treppe weiter emporzusteigen.

Irgendwann hörte er hölzerne Stufen unter seinen Füßen knacken. Er blieb überrascht stehen und fand sich auf einer schwankenden Stiege wieder, die auf eine halb geöffnete Tür zuführte. Allisdales Blick wanderte unwillkürlich zur Decke. Die schrecklichen Visionen waren ebenso verschwunden wie die steinernen Stufen, die scheinbar endlos in die Höhe geführt hatten.

Aber welcher neue Schrecken, dachte er matt, mochte hinter dieser Tür lauern?

Und irgendwie wußte er, daß es der Tod war.

Wenn er Glück hatte.

* * *

Sehen.

Nach einer Endlosigkeit, die ich durch Finsternis gestürzt war, konnte ich wieder sehen – graue, flache Schemen zuerst, ein Bild, das unscharf war und ohne Farbe, wie eine nicht sonderlich gelungene photographische Aufnahme, dann mehr und mehr Einzelheiten, die jedoch alle flach und ohne die dritte Dimension blieben, die den Dingen erst Leben verleiht, dann, ganz allmählich, blasse Farben.

Ich hatte noch immer das sehr intensive Gefühl, endlich wieder einen Körper zu haben – und noch immer das ebenso intensive Empfinden, daß es alles andere als mein Körper war. Ich versuchte mich zu besinnen, was geschehen war, wie ich hierher kam und wo dieses Hier überhaupt sein mochte, aber die Gedanken wirbelten wild und unkontrolliert hinter meiner Stirn durcheinander. Ganz instinktiv versuchte ich, die Hand zu heben.

Es ging nicht.

Ich erschrak, versuchte es noch einmal und sah endlich ein, daß ich mich nicht bewegen konnte. Ich konnte auch nicht atmen, ja, nicht einmal blinzeln. Ich brauchte es auch nicht.

Wo zum Teufel war ich?!

Für einen Moment übermannte mich schiere Panik. Hätte ich es gekonnt, ich hätte geschrien und um mich geschlagen, aber das Was-immer-es-sein-mochte, in dem ich gefangen war, war selbst der allerkleinsten Bewegung unfähig.

Irgendwo am Rande meines Gesichtsfeldes bewegte sich etwas, wurde deutlicher, wuchs zu einer Gestalt heran und –

Abermals hatte ich das Bedürfnis, aufzuschreien, als ich erkannte, wen ich da vor mir hatte.

Ich starrte Sarim de Laurec an, ohne zu begreifen, was mit mir geschehen war. Etwas in mir beharrte darauf, daß ich noch lebte. Dabei spürte ich noch immer den Druck des sich zusammenziehenden Strickes um meinen Hals, und in meinen Ohren hallte noch das Echo meines eigenen geistigen Todesschreies wider. Für einen ganz kurzen, dem Wahnsinn sehr nahen Augenblick war ich davon überzeugt, in der Hölle zu sein, zusammen mit Sarim de Laurec, dem wahnsinnig gewordenen Puppet-Master des Templerordens. Dann, sehr viel später, gewann mein klarer Verstand wieder die Oberhand, und ich begriff, daß ich weder tot noch in Luzifers Gefilden war.

Aber ich lebte auch nicht.

Mir wurde flau im Magen – oder dem, was ich an dessen Stelle hatte. Ich war tot und war es doch nicht. Mein Körper mochte zerstört sein, doch mein Geist existierte weiter. Und es war eine grauenhafte Existenz, denn ich war gefangen in etwas, das ich nicht sehen konnte, das mich aber wie mit eisernen Ketten hielt.

Gefangen.

Auf ewig gefangen. Vielleicht gab es die biblische Hölle nicht wirklich, und dies war die ewige Verdammnis, von der alle Religionen in der einen oder anderen Art berichteten.

Konnte es etwas Schlimmeres geben als für alle Zeiten zu sehen, zu hören, und zu denken – und sonst nichts?!

* * *

Sarim de Laurec bewegte sich unstet auf und ab. Seine Hasten erinnerte mich an die Bewegungen eines gefangenen Tigers, der in seinem Käfig hin und her lief, und jetzt, als er mir – was immer ich sein mochte – näher kam, erkannte ich auch, daß er sich verändert hatte.

Ich hatte Sarim de Laurec als asketischen, aber durchaus gesunden und sportlichen Mann kennengelernt. Die Jammergestalt, die jetzt vor mir auf und ab ging, hatte nichts mehr mit dem Franko-Araber gemein, den ich in Paris getroffen hatte.

Er war so ausgemergelt, daß er fast wie ein Skelett wirkte. Sein Gesicht war eingefallen und grau, ein grinsender Totenschädel, in dem die Augen wie dunkle Löcher wirkten. Blut lief aus einer kaum

fingernagelgroßen Wunde in seiner Schläfe und versickerte in seinem Kragen, aber er schien es nicht einmal zu bemerken. Seine Bewegungen waren ruckhaft und irgendwie mühsam; sie erinnerten eher an die Bewegungen eines seiner Maschinengeschöpfe als an die eines lebenden Menschen.

Dann kam er näher, und als ich in seine Augen blickte, vergaß ich sein bizarres Aussehen sofort.

Denn in seinen dunklen Pupillen war nicht nur die Angst – sondern auch ein winziges Spiegelbild meiner selbst.

Des entsetzlichen Dinges, in dem ich gefangen war.

Ein lebensgroßes, farbiges Portrait, in einen goldbesetzten Rahmen gefaßt und achtlos gegen die Wand gelehnt.

Und im gleichen Moment überflutete mich Wissen wie eine feurige Woge.

Plötzlich war alles so klar. All die geheimnisvollen Dinge, die ich mit und in diesem Haus schon erlebt hatte. Howards sinistre Andeutungen, daß Andara-House alles andere als ein lebloses Gebilde aus Stein und Mörtel war. Das Bildnis meines Vaters, das ich bei meinem ersten Eintreffen unten in der Halle bemerkt hatte und das mich mit solch sanftem Spott zu betrachten schien. Die gigantische, unsichtbare Hand, die mich während meines Umherirrens im Raum zwischen Tod und Leben berührt und zurückgezogen hatte – es war nichts anderes als dieses Haus.

Der Geist dieses Hauses, das letzte, finale Erbe meines Vaters, ein gewaltiges, vielleicht nicht einmal unbedingt freundlich gesonnenes Etwas, das dieses Haus erfüllte – nein: beseelte! – und es beinahe zu einem lebenden Wesen werden ließ. Einem Wesen, das nicht nur Sarim de Laurecs Männern heftigen Widerstand entgegensetzte, sondern mich gleichsam beschützt, meinen entfliehenden Geist zurückgezerrt und in diesem Bild materialisiert hatte.

Eine zweite Chance.

Und im gleichen Moment, in dem ich diesen Gedanken dachte, spürte ich, wie das Leben endgültig in meinen Körper zurückfloß.

* * *

Rowlf war so sehr außer Atem, daß er mehr aus der Tür stolperte als daß er ging. Für Sekunden begann sich der finstere Keller um ihn zu drehen, der scharfe Geschmack, der eine bevorstehende Übelkeit ankündigte, breitete sich in seinem Mund aus, und er glaubte jeden einzelnen Hieb des Templers noch immer mit der gleichen Wucht wie im ersten Moment zu spüren.

Was seinen Kampfeswillen nun keineswegs dämpfte.

Ganz im Gegenteil.

Für die Dauer von drei, vier mühsamen Atemzügen blieb er stehen, wartete, bis das Schwindelgefühl hinter seiner Stirn nachließ, und sah sich wild um. Von dem Templer war keine Spur mehr zu sehen, aber Rowlf hörte seine schweren, tappenden Schritte.

Schritte, die näherkamen!

»Zum Teufel noch mal, wo bist du Feigling!« brüllte er. »Komm raus und zeig dich!«

Er hatte kaum damit gerechnet, daß der Mann seiner Aufforderung wirklich folgen würde –

aber er tat es.

Ein gewaltiger Schatten wuchs zwischen den Kistenstapeln vor Rowlf auf, größer als er selbst, ein tödliches Blitzen in der rechten Hand.

»Es war ziemlich dumm von Ihnen, mir zu folgen«, sagte der Templer ruhig. »Ich muß Sie töten, das ist Ihnen hoffentlich klar.«

Rowlf schürzte abfällig die Lippen. »Versuchs doch, Männeken«, sagte er. »Mit dem Käsemesser da würd’ ich auch ‘ne dicke Lippe riskieren.«

Ein kurzes, amüsiertes Lächeln huschte über die Lippen des Riesen. Aber er steckte seine Waffe nicht ein, wie Rowlf insgeheim gehofft hatte, sondern packte das Schwert im Gegenteil mit beiden Händen und spreizte leicht die Beine, um einen festen Stand zu haben.

»Es tut mir leid«, sagte er. »Ein Kampf zwischen uns wäre sicherlich eine interessante Erfahrung – aber leider bleibt mir keine Zeit, fair zu sein.«

Und damit schlug er zu.

Rowlf hatte mit dem Hieb gerechnet, ja, die Klinge keinen

Sekundenbruchteil aus den Augen gelassen. Trotzdem entging er dem Schlag nur um Haaresbreite und mit einem Hüpfer, der ihn aus dem Gleichgewicht brachte und rücklings zu Boden stürzen ließ.

Der Templer brüllte triumphierend, vollführte eine unglaublich schnelle Pirouette und ließ sein Schwert niedersausen. Rowlf rollte sich zur Seite, versuchte gleichzeitig eine Beinschere anzusetzen und trat ins Leere, als der Templer mit einer eleganten Bewegung beiseite steppte. Dann sauste das Schwert zum dritten Male nieder, und diesmal sah Rowlf schon im Ansatz, daß der Hieb treffen würde. Er war zu schnell und zu präzise, als daß ein Ausweichen noch möglich gewesen wäre.

Aber der Schmerz kam nicht.

Der Templer strauchelte. Einer der Steine, auf denen er stand, gab urplötzlich unter seinem Körpergewicht nach. Der Hieb verfehlte sein Ziel, aber der Mann stolperte, vom Schwung seiner eigenen Bewegung vorwärts gerissen, fiel schwerfällig auf die Knie und brüllte gleich darauf ein zweites Mal und jetzt vor Schmerz, als Rowlf blitzschnell herumfuhr und ihm auf den, Bizeps schlug.

Die Wirkung war genau die, die Rowlf erhofft hatte: selbst ein Schlag wie dieser vermochte den Giganten nicht wirklich zu erschüttern, aber sein rechter Arm war plötzlich gelähmt, und der Hand fehlte die Kraft, das Schwert zu halten.

Noch während der Riese versuchte, seinen Arm zu heben, sprang Rowlf auf ihn zu und versetzte ihm einen Handkantenschlag, der den Giganten haltlos zurücktaumeln ließ.

Direkt in die offenstehende Tür hinein.

Sie fiel zu.

Ganz von selbst und mit solch ungeheurer Wucht, daß sie den Mann wie ein titanischer Faustschlag treffen und kopfüber die Treppe hinunterkatapultieren mußte.

Aber das dumpfe Poltern, auf das Rowlf wartete, kam nicht. Statt dessen erscholl auf der anderen Seite der Tür ein Knirschen und Mahlen, ein fürchterlicher, feuchter Laut, dem eine halbe Sekunde später ein ersticktes Keuchen folgte.

Dann war Stille.

Langsam, die rechte Hand zum Schlag erhoben, näherte sich Rowlf der Tür und streckte die Linke nach dem Schloß aus.

Die Tür schwang wie von Geisterhand auf, noch ehe seine Finger die rostige Klinke berührten.

Und was er sah, ließ ihm das Blut in den Adern erstarren.

Da war keine Treppe mehr. Kein Gang. Keine Fortsetzung des Kellergewölbes. Statt dessen stand er vor einer massiven, mit Moos und schmierigem grauem Schimmel bewachsenen Wand.

Eine Wand, aus der gerade noch eine Hand des Templers geragt hatte – bis sie mit einem saugenden Geräusch im Stein verschwand...

* * *

Sarim de Laurec starrte das Bild an. Er wußte nicht, warum, aber irgend etwas schien ihn magisch daran anzuziehen, etwas, das es ihm unmöglich machte, sich auf andere, viel wichtigere Dinge zu konzentrieren. Er spürte, daß seine Pläne im Scheitern begriffen waren. Jemand – etwas hatte seine eigenen Kräfte genutzt, um seine Geschöpfe zu vernichten. Zudem hatte er den Tod seiner Männer miterlebt, mit den gleichen, ihm selbst unverständlichen Kräften, mit denen er solche Gewalt über sie gehabt hatte.

Und trotzdem schien all dies unwichtig geworden zu sein. Seine ganze Aufmerksamkeit galt diesem Bild.

Es war unmöglich und vollkommen verrückt, aber er war einfach sicher, daß es sich bewegt hatte. Irgend etwas hatte sich geändert, etwas, das er nicht in Worte fassen konnte, aber um so deutlicher spürte. Das Lächeln in Roderick Andaras Augen war... böse.

Ja, das war es, dachte er schaudernd. Das gemalte Gesicht starrte ihn voll bösem Triumph an, und es war eine Sicherheit in diesem Triumph, die ihn abermals erschauern ließ.

Er hob die Hand, wie um das Bild zu berühren – und konnte es nicht. So sehr er sich auch bemühte – es ging nicht. Irgend etwas, das stärker war als sein freier Wille, hinderte ihn nachdrücklich daran, sich dem Gemälde Roderick Andaras weiter als auf einen halben Yard zu nähern.

Roderick Andaras...?

Sarim de Laurec betrachtete das Gemälde genauer.

Das... das war nicht Roderick Andara. Der Mann mit dem scharf geschnittenen Gesicht und der weißen Strähne im Haar war...

Robert Craven!!!

Und dann begann sich das Bild zu bewegen.

Sarim de Laurec schrie.

* * *

Es dauerte lange, bis Rowlf sich von dem schrecklichen Anblick losreißen konnte. Wie war das möglich? Die Mauer hatte den Tempelritter verschlungen, hatte ihn wie ein durstiger Schwamm in sich aufgenommen.

Mit weit ausgestrecktem Arm griff Rowlf nach der Tür, warf sie ins Schloß und fuhr mit einem Ruck herum. Aber das Bild verfolgte ihn noch lange, auch, als er sich endlich aus seiner Starre löste und den Keller über die nach oben führende Treppe verließ.

Er erreichte die Halle, blieb einen Moment stehen und lauschte, aber der einzige Laut, den er überhaupt hörte, war das dumpfe Hämmern seines eigenen Herzens; ein Geräusch, das ihm so laut schien, als müsse man es in jedem Winkel des Hauses hören.

Auf Zehenspitzen ging er die Treppe hinauf, blieb auf dem obersten Absatz stehen und sah aufmerksam nach rechts und links. Nichts. Das Haus schien wie ausgestorben. Aber schließlich hatte er die beiden Tempelritter gesehen, die aus dem Keller gekommen waren. Und das Ding, das sie mitgebracht hatten.

Vorsichtig ging er weiter, erreichte die Bibliothek und preßte für einen Moment das Ohr gegen die Tür. Er hörte noch immer nichts, aber irgendwie war er sicher, daß sie da waren – die beiden Templer und die Puppe.

Sein Herz begann wie rasend zu schlagen, als er die Hand auf die Klinke legte und sie Millimeter für Millimeter herunterdrückte. Ein schmaler, gelbweißer Lichtstreifen fiel auf den Gang hinaus, wurde zu einem hell erleuchteten Dreieck und wuchs weiter, als Rowlf die Tür

vollends aufstieß.

Die beiden Templer waren da. Aber sie stellten keine Gefahr mehr dar.

Sie waren tot.

Der eine lag vor der Tür, als hätte er im letzten Moment noch versucht, sie zu erreichen, und auf seinen erloschenen Zügen war das gleiche ungläubige Entsetzen zu lesen wie auf denen des Templers unten im Keller. Um seinen Hals lag die Kante eines großformatigen Berberteppichs, zu einem Strang gedreht.

Rowlf trat behutsam über den Toten hinweg, drückte die Tür wieder ins Schloß und näherte sich dem zweiten Templer, der in sonderbar verrenkter Haltung vor dem Kamin lag. An dem steinernen Sims über ihm klebte eingetrocknetes Blut.

Rowlf wußte für den Moment nicht, welches Gefühl stärker in ihm war – seine Erleichterung oder das prickelnde Entsetzen, das ihm beim Anblick der beiden Toten überfiel. Es war, dachte er entsetzt, als kämpfe dieses Haus selbst gegen die Eindringlinge. Aber das war unmöglich.

Er verscheuchte den Gedanken, richtete sich wieder auf und hielt nach der Puppe Ausschau.

Sie war nicht mehr da. Er durchsuchte jeden Schrank im Zimmer und blickte selbst in den Kamin hinauf, aber die Puppe war verschwunden.

Mit einem Gefühl immer stärker werdender Beunruhigung verließ Rowlf die Bibliothek, blieb eine Moment unschlüssig stehen und machte sich dann daran, das Haus Zimmer für Zimmer zu durchsuchen.

Es dauerte fast eine halbe Stunde, bis er die Treppe zum Dachgeschoß hinaufstieg.

* * *

Es war ein verzweifelter Wettlauf mit der Zeit. Und ich wußte, daß ich ihn verlieren würde.

Ich spürte, wie das Leben immer stärker in meinen Körper zurückkehrte. Schon konnte ich die Finger ein wenig bewegen, Atmen, Blinzeln; mein rechter Fuß hatte sich schon ganz aus dem Bild gelöst.

Trotzdem war es ein erbarmungsloser Kampf mit der Zeit. Sarim de Laurec, der bisher wie erstarrt vor dem Bild gestanden hatte, begann sich wieder zu regen. Wenn er seine Überraschung erst überwunden hatte, würde mir auch das Haus nicht mehr helfen können, das wußte ich.

Mit aller Kraft stemmte ich mich gegen den Sog, der mich im Bild festhalten wollte. Es war grauenhaft. Ich hatte das Gefühl, in Stücke gerissen zu werden, nein, schlimmer noch, mich selbst in Stücke zu reißen. Tränen stiegen mir in die Augen und rannen an meinen Wangen herab. Immer wieder verschwamm der Raum vor mir, und immer wieder geriet ich in Gefahr, wieder in den schwarzen Strudeln zu versinken. Der Tod verlangte sein Recht.

Sarim erhob sich taumelnd und glotzte mich mit blödem Ausdruck an. Dann verzog sich sein Gesicht zu einer Grimasse tödlichen Hasses. Er machte einen Schritt in meine Richtung, hob die Hand, und plötzlich erkannte ich die Mündung einer kleinen, aber mit Sicherheit tödlichen Derringer-Pistole zwischen seinen Fingern.

»Du lebst also noch, du verdammter Hund!« knurrte er, mit einer Stimme, die nichts Menschliches mehr an sich hatte. »Aber diesmal schützt dich dein Zauber nicht mehr!«

Die Dielenbretter unter seinen Füßen knackten hörbar. Sarim keuchte, kämpfte einen Moment lang mit wild rudernden Armen um sein Gleichgewicht – und brach mit dem rechten Fuß ein.

Und ich erhielt einen heftigen Stoß in den Rücken, der mich förmlich aus dem Bild hinausfegte. Mit dem linken Arm wehrte ich Sarims Schußwaffe ab, versetzte ihm mit der anderen Hand eine schallende Ohrfeige und rammte ihm gleichzeitig das rechte Knie in den Leib. Sarim klappte zusammen und stürzte röchelnd zu Boden. Ich trat ihm die Pistole vollends aus der Hand und blieb über ihm stehen.

»Geben Sie auf, de Laurec«, sagte ich. »Es ist aus. Sie haben verloren!«

»Das glaubst du!« keuchte er. Und stieß mit dem Fuß nach mir. Ich sprang beiseite, fegte den Derringer ein weiteres Stück davon und besann mich plötzlich auf die Tatsache, daß ich zwar auf wunderbare Weise wiedergeboren war, aber nicht etwa nackt wie einst Adam.

Die Klinge des Stockdegens glitt wie von selbst aus ihrer Hülle und verharrte einen halben Inch vor Sarim de Laurecs Kehle.

»Geben Sie auf, de Laurec«, sagte ich noch einmal. »Oder ich schwöre

Ihnen bei Gott, daß ich Sie töten werde.«

Meine Drohung schien Sarim de Laurec nicht sonderlich zu beeindrucken. Ganz im Gegenteil. Statt vor Furcht zu erstarren, wie es sich gehört hätte, verzog er sein Gesicht plötzlich zu einem häßlichen Grinsen. Seine Augen funkelten mich tückisch an.

»Töte ihn nicht, Allisdale«, sagte er. »Ich will ihn lebend.«

Ich lächelte geringschätzig. »Dieser Trick ist ein wenig zu alt, Sarim«, sagte ich. Im gleichen Augenblick sah ich einen Schatten aus den Augenwinkeln und wirbelte herum.

Den Bruchteil einer Sekunde zu spät. Ich sah in das verzerrte Gesicht des Templers und erkannte mit entsetzlicher Klarheit, daß es zu spät war. Verzweifelt versuchte ich, meinen Degen zu heben, aber die Bewegung war zu langsam. Allisdale holte aus dem Handgelenk aus und knallte mir die Breitseite seines Schwertes vor den Schädel, daß ich für Sekunden nur noch Sterne sah.

Ich taumelte, fiel auf die Knie und drängte die aufkommende Bewußtlosigkeit mit aller Macht zurück. Trotzdem konnte ich nicht richtig sehen. Die Gestalten Sarim de Laurecs und des so jäh aus dem Nichts aufgetauchten Tempelritters verschwammen immer wieder vor meinen Augen. Ein heftiger Schmerz tobte in meinem Schädel. Sie werden mich töten, dachte ich matt. Ich war von den Toten zurückgekehrt, aber nur, um gleich noch einmal – und diesmal endgültig – umgebracht zu werden.

Aber der tödliche Streich kam nicht. Noch nicht.

Sarim de Laurec starrte mich einen Herzschlag lang haßerfüllt an, stand umständlich auf und gebot Allisdale mit einer herrischen Geste, zurückzutreten.

»Du lebst«, zischte er. »Ich weiß nicht wie, aber du lebst, Craven. Gut.« Er ballte seine dürre Hand zur Faust. »Ich könnte dich töten, gleich hier und jetzt. Aber es wäre zu ehrenvoll, durch eine heilige Klinge zu sterben. Du hast das Anrecht auf einen langsamen, qualvollen Tod, Robert Craven. Wir sehen uns wieder, mein Wort darauf. Vielleicht eher, als du es dir träumen läßt. Und dann werde ich dich zertreten wie eine Natter.«

Und damit wandte er sich um und ließ mich zurück, so verblüfft und erleichtert wie wohl noch nie zuvor in meinem Leben.

Was danach geschah, vermag ich beim besten Willen nicht mehr genau zu sagen. Irgendwie gelang es mir wohl, auf die Füße zu kommen und den Dachboden zu verlassen, und irgendwie schaffte ich sogar die Hälfte der Treppe, ohne mir den Hals zu brechen.

Dann tauchte ein rothaariger Hüne unter mir auf, stieß einen ungläubigen Schrei aus und fing mich auf, als mir endgültig die Sinne schwanden.

* * *

Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf der Couch in meinem Arbeitszimmer. Howard massierte meine Schläfen, während Rowlf gerade damit beschäftigt war, etwas Dunkles, verdächtig Menschenähnliches aus dem Raum zu schleifen. Ich sah lieber nicht genau hin, sondern schloß für einen Moment die Augen, stöhnte leise und öffnete sie sehr behutsam wieder. Nein, es war keine Halluzination – das Gesicht über mir gehörte tatsächlich meinem alten Freund Howard Phillips Lovecraft.

»Wo… wo kommst du her?« murmelte ich verstört.

Howard runzelte die Stirn, hörte auf, meine Schläfen zu massieren und sah mich beinahe strafend an. »Das ist eine lange Geschichte«, sagte er. »Aber findest du nicht, daß du uns erst einmal die gleiche Frage beantworten solltest?«

Wen meinte er mit uns? Verwirrt setzte ich mich auf, schwang die Beine von der Couch und wäre fast hinterhergefallen, weil mir prompt schwindelig wurde. Howard stützte mich.

Howard und Rowlf waren nicht allein. Außer ihnen befanden sich noch Dr. Gray, der Lordoberrichter Darender, mein ganz spezieller Freund Cohen und ein etwa vierzigjähriger, sehr blasser Mann im Raum, der mir vollkommen fremd war.

»Also, Craven – wo zum Teufel sind Sie gewesen?« fauchte Cohen.

Ich starrte ihn an, grinste schief und sagte: »Ganz in seiner Nähe, mein lieber Freund.«

Cohens Gesicht verfinsterte sich. »Was soll das heißen?« fauchte er. »Wie wäre es mit einer klaren Antwort auf eine klare Frage?«

»Lassen Sie ihn, Cohen«, mischte sich Lord Darender ein. »Sie sehen doch, daß er noch nicht vollends bei Sinnen ist.«

»Oh«, murmelte ich, »wenn es das nur wäre. Ich fürchte, das Schlimme ist gerade, daß ich wach bin.«

Lord Darenders Gesicht verwandelte sich in ein fleischgewordenes Fragezeichen. »Was soll das heißen?«

»Sie haben doch selbst meine Hinrichtung angeordnet, oder?« fragte ich. »Nun, ich wurde hingerichtet.«

»Aber das ist –«

»Es ist mir egal, was Sie davon halten«, unterbrach ich ihn ungeduldig. »Nehmen Sie zur Kenntnis, daß ich noch lebe. Und daß ich beabsichtige, diesen Zustand noch mindestens fünfzig Jahre beizubehalten«, fügte ich mit einem finsteren Blick in Cohens Richtung hinzu.

Howard erstickte den drohenden Streit im Keim, indem er eine herrische Handbewegung machte und auf Rowlf deutete. »Rowlf hat uns erzählt, was hier geschehen ist – soweit er es wußte, heißt das. Aber sein Bericht weist gewisse… Lücken auf. Was ist hier wirklich passiert?«

»Verdammt, ich weiß es nicht!« fauchte ich. »Glaub es, oder glaub es nicht, aber ich war tot!«

»Interessant«, sagte der vierte, mir unbekannte Mann. »Und Sie erinnern sich an diesen – äh… Zustand?«

Ich warf ihm einen schrägen Blick zu und überging seine Frage.

»Später, Viktor«, sagte Howard rasch. »Ich bin sicher, Robert wird dir später zur Verfügung stehen. Im Moment sollten wir ihm vielleicht ein wenig Ruhe gönnen. Uns allen«, fügte er mit einem hörbaren Seufzen hinzu. Er lächelte, »Ich habe mir erlaubt, bei Miß Winden eine Kanne ihres berühmten Kaffees zu bestellen. Danach können wir in aller Ruhe reden.«

Wie auf ein Stichwort hin klopfte es in diesem Moment an der Tür. »Das wird sie sein«, sagte Howard, wandte sich um und drückte die Klinke herunter.

Vor der Tür stand nicht Miß Winden.

Vor der Tür stand –

ich.

Eine Sekunde lang starrte Howard Robert Craven II aus hervorquellenden Augen an, dann stieß er einen komischen Laut aus, taumelte zurück – und ging keuchend zu Boden, als ihm der nachgemachte Hexer in den Leib boxte.

Und dann brach die Hölle los.

Cohen brüllte wie ein verwundeter Stier, riß eine Pistole aus der Rocktasche und feuerte, vier-, fünf-, sechsmal hintereinander, bis das Magazin erschöpft war und der Hammer klickend ins Leere schlug. Jeder einzelne Schuß traf. Ich sah, wie die Haut meines Doppelgängers weggerissen wurde. Aber darunter kamen kein Blut und Fleisch zum Vorschein, sondern blinkendes Metall.

Ungerührt marschierte die Puppe weiter, schlug quasi im Vorübergehen Lord Darender und Viktor nieder und näherte sich mir.

Cohen brüllte vor Wut, schleuderte ihr seine leergeschossene Waffe entgegen und riß einen Stuhl hoch.

Sarim de Laurecs Schreckensgebilde machte sich nicht einmal die Mühe, den Hieb abzuwehren. Cohen zerschmetterte den Sessel auf ihrem Schädel und ging gleich darauf zu Boden, als das Ungeheuer ihn mit einer fast flüchtigen Geste an der Schläfe berührte.

Und endlich erwachte auch ich aus meiner Lähmung.

Ich sprang hoch, tauchte unter einer zupackenden Stahlklaue hindurch und warf mich mit einem verzweifelten Satz auf die Tür zu.

Und um ein Haar in die Spitze des Schwertes, das mir Bruder Allisdale entgegenstreckte.

Im letzten Moment korrigierte ich meinen Sprung, landete reichlich unsanft an der Wand und sank halb benommen zu Boden.

Das erste, was ich sah, als die bunten Kreise vor meinen Augen erloschen, war Sarim de Laurecs ausgemergeltes Totenkopfgesicht, das zu einem höhnischen Grinsen verzogen war.

»Nun, Craven?« kicherte er. »Habe ich dir nicht gesagt, daß wir uns wiedersehen werden? Es hat allerdings ein wenig länger gedauert, als

ich ursprünglich beabsichtigte«, fügte er zynisch hinzu. »Ich muß mich für die Verzögerung entschuldigen. Aber ich wollte warten, bis wir vollzählig sind. Wie ich sehe, hat es sich gelohnt.« Er kicherte irre, versetzte mir einen rüden Stoß vor die Brust und trat an Bruder Allisdale vorbei ins Zimmer. Sein Blick glitt über die Gestalten der anderen, die sich – mit Ausnahme Cohens, der das Bewußtsein verloren hatte – nur mühsam vom Boden hochrappelten.

»Es tut mir leid, daß ich Ihnen solche Unbill bereiten muß, meine Herren«, sagte er höhnisch. »Aber ihre unqualifizierte Einmischung hat meine Pläne ein wenig durcheinandergebracht, so daß ich mich gezwungen sah, zu improvisieren.«

»Du Wahnsinniger!« keuchte Howard. »Hast du noch immer nicht genug Schaden angerichtet?«

Sarims Lächeln wurde eisig. »Ah, Bruder Howard«, sagte er, in einem Ton, als sähe er Howard jetzt tatsächlich zum ersten Mal. »Immer noch der alte, wie? Aber ich fürchte, diese Runde gewinne ich.« Er deutete auf den Maschinenmenschen mit meinem Gesicht. »Wie schade, daß du nicht mehr erleben wirst, wie perfekt mein zuverlässiger Freund hier die Rolle Robert Cravens spielen wird. Wer weiß – vielleicht ist es ganz gut, daß er noch lebt. Ein lebender Craven mag nützlicher sein als ein toter. Zumal, wenn ich mir seiner Loyalität so sicher sein kann wie in diesem Fall.«

»Damit kommst du nicht durch!« sagte Howard ruhig. »Der Orden –«

»Der Orden«, unterbrach ihn Sarim de Laurec eisig, »existiert nicht mehr. Dank dem Eingreifen deines idiotischen Freundes ist er seiner gesamten Führungsspitze beraubt worden. Es wird ein paar Jahre dauern, bis er sich reorganisiert hat.« Er kicherte. »Und ich habe das Gefühl, ich kenne den Namen des neuen Großmeisters.«

»Du bist ja wahnsinnig«, murmelte Howard. »Größenwahnsinnig!«

»Das mag sein«, sagte Sarim kichernd. »Aber besser wahnsinnig als tot, meinst du nicht?« Sein Lächeln erlosch. »Und nun –«

Von der Tür her erscholl ein dumpfer Schlag. Sarim fuhr herum und sah gerade noch, wie Bruder Allisdale mit verdrehten Augen in die Knie brach und gleich darauf zur Seite kippte.

»Un’ nu’«, führte Rowlf den angefangenen Satz zu Ende, »isses endgültig genug, Lausdreck.« Er ballte die Fäuste. »Ich hab’ die Schnauze voll von dir un’ deinen blöden Puppen.«

Sarim de Laurec starrte ihn an, wohl eher betäubt vor Unglauben über eine solche Dreistigkeit denn vor Furcht, schien etwas sagen zu wollen, brachte aber nur einen keuchenden Laut hervor.

»Ich hab' endgültig die Schnauze voll von dir, du Heini!« brüllte Rowlf. Mit wütend geballten Fäusten stapfte er auf Sarim de Laurec zu und hob die Hand, um ihn zu schlagen.

Sarim wich im allerletzten Moment zur Seite, wirbelte herum und starrte meinen mechanischen Doppelgänger an. Sein ausgestreckter Arm wies auf Rowlf. »TÖTE!« befahl er.

Die Puppe setzte sich nahezu lautlos in Bewegung, die Hände gehoben und zu Krallen geformt.

»Um Gottes willen!« schrie ich. »Rowlf, tu es nicht!«

Aber Rowlf schien blind für die tödliche Gefahr, in der er schwebte.

Es war wie eine getreuliche Wiederholung der Szene, die ich vor etwas mehr als einem Jahr in Paris erlebt hatte. Auch damals hatte Rowlf den Fehler begangen, eine dieser entsetzlichen Kreaturen mit bloßen Händen angreifen zu wollen.

Und ganz genau wie einst holte Rowlf zu einem Schwinger aus, in dem die ganze ungeheuerliche Kraft seiner Muskeln lag. Damals in Paris hatte er sich die Hand gebrochen.

Ein dumpfer, knirschender Laut erscholl. Ich sah, wie Rowlfs Körper unter der Wucht des Hiebes erbebte, wie sich sein Gesicht zu einer Grimasse der Qual verzerrte.

Aber auch die Puppe wankte.

Ein langer, gezackter Riß erschien in ihrem Gummigesicht. Ein helles Zischen erklang, dann sprühten winzige weißblaue Funken aus ihren Augen. Die bizarre Kreatur wankte, streckte wie in einem blinden Reflex noch einmal die Arme nach Rowlf aus –

und stürzte wie ein gefällter Baum zu Boden. Ihr Kopf zerbarst vollends, als sie aufschlug.

»Was…«, keuchte Sarim de Laurec. Aus hervorquellenden Augen starrte er sein zerstörtes Geschöpf an, sichtlich unfähig, zu begreifen, was überhaupt geschehen war.

Aber auch ich rang mühsam um meine Beherrschung und blickte fassungslos immer wieder von Rowlf zu der gestürzten Puppe und zurück. »Wie in Dreiteufelsnamen hast du das gemacht?« flüsterte ich.

»Blöde Frage«, nuschelte Rowlf. »Ich kenn' die Blechköppe inzwischen, oda?« Er warf Viktor einen wütenden Blick zu, dessen Sinn ich zwar nicht verstand, unter dem dieser aber sichtlich in sich zusammenzuschrumpfen schien. »Von wegen nur Muskeln und kein Gehirn. Auf die Typen fall' ich bloß einma' rein«, nuschelte er – und ließ das Hufeisen fallen, das er sich über die rechte Faust gestreift hatte…

E N D E

Und in vierzehn

Tagen lesen Sie:

Daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, die keine Schulweisheit zu erklären vermag, wußte ich besser als jeder andere Mensch.

Daß trotzdem selbst ein Hexer mysteriösen Geschehnissen fassungslos gegenüberstehen konnte, mußte ich nun erfahren.

Es war ganz plötzlich geschehen, von einem Moment zum anderen: Ein unheimlicher, fast krankhafter Drang hatte mich überfallen. Und das Objekt meiner Begierde war… ein *Mann!*

Kaum hatte ich Sir Henry Baskerville erblickt, als meine Gier erwachte, ihm auf Schritt und Tritt zu folgen. Was war mit mir geschehen? Worin lag der Grund für mein Verhalten?

Dann traf ich auf einen Mann, der endlich Licht in das Dunkel bringen konnte, der mit schierer Logik das schreckliche Geheimnis enträtselte, das mich an Henry Baskerville fesselte.

Der Mann war kein Geringerer als Sherlock Holmes.

Das Hirn von London